

Preußenland

MITTEILUNGEN DER HISTORISCHEN KOMMISSION FÜR OST- UND WESTPREUSSISCHE LANDESFORSCHUNG UND AUS DEN ARCHIVEN DER STIFTUNG PREUSSISCHER KULTURBESITZ

Jahrgang 7/1969

Nummer 1

INHALT

Kurt Forstreuter, Pläne eines pädagogischen Seminars in Königsberg, 1788–1793, S. 1 — Ernst Bahr, Zur Fortsetzung der Edition westpreußischer Ständeakten, S. 9 — Buchbesprechung S. 12.

Pläne eines pädagogischen Seminars in Königsberg 1788–1793

Von Kurt Forstreuter

Die Regierung Friedrich Wilhelms II. in Preußen wird meist ungünstig beurteilt. Die persönliche Lebensart des Königs, die zerfahrene Außenpolitik, nicht zuletzt die engherzig orthodoxe Kirchenpolitik erregen Anstoß. Dabei sind doch gerade auf dem kulturellen Gebiet auch Maßnahmen erfolgt, die man als Fortschritte bezeichnen muß, die volkstümlich waren und Anklang fanden, wie die Aufnahme von Deutschen in die bisher von Franzosen besetzte Akademie. Auch das Theater in Berlin wurde dem deutschen Schauspiel zugänglich. Auf dem Gebiet des Schulwesens wurde 1787 das Oberschulkollegium in Berlin gegründet. Es wurde zwar von dem orthodoxen Günstling des Königs, Johann Christoph von Wöllner, geleitet, aber es hat auf dem Gebiete der Lehrerbildung eine beachtliche Initiative gezeigt¹.

In Halle wurde bereits 1787 ein philologisch-pädagogisches Seminar errichtet. Die gleiche Maßnahme wurde auch bei der Universität Königsberg ins Auge gefaßt. Vom Oberschulkollegium angeregt und gefördert, in den Jahren 1788–1793 in Königsberg verhandelt, ist sie schließlich an den Widersprüchen innerhalb des Lehrkörpers der Universität Königsberg gescheitert.

Trotz dieses Mißerfolgs ist der Vorgang von symptomatischer Bedeutung. Er war ein Ansatz, der in die Zukunft wies, unter anderen Umständen dann 1810 ausgeführt wurde. In der Universitätsgeschichte von Selle, die 1944 zum erstenmal, 1956 in erweiterter Auflage erschien, findet man darüber nichts². Das

¹) Zur Beurteilung Friedrich Wilhelms II. darf jetzt hingewiesen werden auf den Beitrag von Hans Hausherr zur „Neuen Deutschen Biographie“, Bd. V, S. 558 ff. Hier auch weitere Literatur.

²) Götz von Selle, Geschichte der Albertus-Universität zu Königsberg in Preußen. 2. Aufl. Würzburg 1956.

Kommissionsverlag: Elwert'sche Universitäts- und Verlagsbuchhandlung
355 Marburg (Lahn), Reitgasse 7/9

Einsendung von Manuskripten erbeten an Dr. Forstreuter, 34 Göttingen, Merkelstraße 3
oder Dr. Gause, 43 Essen, Saarbrücker Straße 107, von Buchbesprechungen an Dr. Benninghoven, 34 Göttingen, Merkelstraße 3.

Gedruckt bei Gerhard Rautenberg, 295 Leer (Ostfriesland)

soll kein Vorwurf sein, denn die Akten, die den Vorgang erhellen, waren teils an entlegener Stelle, teils überhaupt noch nicht zugänglich³.

Die Gründung des Oberschulkollegiums wurde dem Etats-Ministerium, der Königsberger Oberbehörde, am 26. September 1787 mitgeteilt. Zugleich wurde ein Bericht über das Schulwesen in Ostpreußen verlangt. Das Etats-Ministerium, die ehemalige Preußische Regierung, war damals seines Einflusses schon beraubt, wesentlich Durchgangsstelle. Konsistorium und Universität sind die Stellen, die sich mit dem Projekt eines Pädagogischen Seminars eingehend zu beschäftigen hatten.

Der Anstoß ging vom Konsistorium aus, der für die Aufsicht über die Schulen damals maßgebenden Behörde. In einem Bericht vom 18. Oktober 1788 machte das Konsistorium Vorschläge, wie das Schulwesen zu verbessern sei, und brachte auch den Plan eines „Seminarii Scholastici“ vor. Es handelt sich bei diesen Vorschlägen immer nur um die höheren Schulen, nicht um die Volksschulen. Diese unterstanden der „Special-Kirchen- und Schulen-Kommission“.

Zweck des Seminars sollte es sein, geeignete Lehrer für die höheren Schulen, namentlich die Stadtschulen, heranzuziehen. Diese Schulen sollten nicht nur künftige Studenten Vorbilden, also nicht nur auf das Studium vorbereiten, sondern eine breitere Bildung ermöglichen, wie sie damals zeitgemäß war. An den höheren Schulen sollten deshalb zwei Züge eingeführt werden: einer, der für alle galt und bis Tertia, vielleicht bis Secunda führen sollte, und eine Fortsetzung, nur für künftige Studenten, bis Prima. Das Bildungsbedürfnis breiterer Schichten sollte also verstärkt berücksichtigt werden.

Welche Fächer sollten gelehrt werden? Genannt werden: Geographie, Geschichte, Naturkunde, Geometrie, Logik, Encyklopädie; an Sprachen: deutsch, lateinisch, griechisch, hebräisch, französisch.

Lehrer mußten Leute sein, die etwas von der Sache und der Lehrmethode verstünden.

Bei diesem Punkt taucht nun der Plan des Pädagogischen Seminars auf. Eine neue Stelle war schwer einzurichten. Dazu war Geld nötig. Weder das Konsistorium noch das Etatsministerium wagten die Anforderung neuer Mittel, sondern versuchten, schon vorhandene Mittel umzuleiten. Zwei Institute gab es bei der Universität Königsberg, die geschröpft werden sollten: Das Alumnat und das Polnische und Litauische Seminar.

Das Alumnat war von Herzog Albrecht gegründet worden hauptsächlich zur Unterstützung von Theologie-Studenten. Ihm sollten, entsprechend der

³) Akten des Staatsarchivs Königsberg, EM 42a, Nr. 50a: Das zur Erweiterung und Verbesserung des gesamten Schul- und Erziehungswesens etablierte Oberschulkollegium. 1787—1800. — ebd. Nr. 55: Prof. Wald wegen Erlaubnis, ein Schullehrerseminar zu errichten. 1788—89. ebd. Nr. 57: Das an der Univ. Königsberg zu errichtende Seminar zur Heranbildung von guten Lehrern... 1788—1806. Ferner besonders das Aktenstück der Universität Königsberg: XXV, Nr. 13, Bd. 1: Das polnische und litauische Seminar. 1733—1824.

weitherzigen Volkstumspolitik des Herzogs, 12 Deutsche, 8 Polen und 8 Litauer angehören. Der Großkanzler Samuel von Cocceji verfügte am 23. Juli 1751, daß nicht allein Theologen, sondern zur Hälfte Juristen und Mediziner in das Seminar aufgenommen werden sollten.

Das Litauische Prediger-Seminar, 1718 auf Anregung von Lysius gegründet, sollte litauischen Sprachunterricht geben für zukünftige Pfarrer in den zweisprachigen Kirchspielen. Ein entsprechendes Polnisches Sprachseminar wurde 1728 geschaffen. Beide Seminare gehörten zur Theologischen Fakultät.

Man kann es sich vorstellen, daß diese Pläne in ein Wespennest stießen, daß verschiedene Interessen verletzt wurden.

Wenn das Alumnat nur zukünftigen Lehrern dienen sollte, so mußten Juristen und Mediziner ausscheiden. Theologen konnten sich am ehesten damit abfinden, da ja, zumal unter Wöllners Regiment, die Lehrer ganz unter kirchlichem Einfluß standen. Gerade über das Alumnat konnte man Theologen in die Schulstellen einschleusen. Die Zustände im Alumnat waren damals sehr unerfreulich. Enge und Armut herrschten. Dabei vergab das Alumnat damals noch 43 Freitische.

Über das Litauische und Polnische Seminar bemerkt das Konsistorium, es gebe viele Anwärter auf litauische Pfarrstellen. Die Söhne von Pfarrern in den litauisch sprechenden Gebieten kämen schon mit litauischen Sprachkenntnissen zur Universität. Auch gebe es viele Studenten mit polnischen Sprachkenntnissen. Mit dem Litauischen und dem Polnischen Seminar waren sechs Renteistipendien verbunden.

Die Verhandlungen zogen sich mit Intervallen fünf Jahre hin. Sie sind besonders rege in den Jahren 1788, 1791 und 1793. Damals fiel die Entscheidung. Das Oberschulkollegium billigte am 23. April 1793 die Einziehung des Alumnats und auch der Renteistipendien für das Polnische und das Litauische Seminar zugunsten des Pädagogischen Seminars, — wobei aber in dieses Seminar Studenten litauischer und polnischer Herkunft, *ceteris paribus*, mit Vorzug aufgenommen werden sollten. Dann kamen dem Konsistorium Bedenken, ob man nicht später doch diese beiden Sprachseminare für die Ausbildung von Predigern brauchen werde, und es stellte sich heraus, daß für zwei Inspektoren, die im Pädagogischen Seminar gebraucht wurden, das Geld fehlte. Das Etatsministerium schloß sich diesen Bedenken an. Darauf entschied das Oberschulkollegium (Wöllner) am 1. Oktober 1793: es müsse nun so bleiben wie bisher, doch sollten die Lektionen der Inspektoren im Alumnat so eingerichtet werden, daß sie vornehmlich auf die Heranbildung von Schullehrern in den kleinen Städten abzielten.

Ein großer Aufwand unnütz vertan? Man darf es nicht so sagen. Es wurden Standpunkte geklärt, es kamen Stimmen zu Wort, die gehört werden müssen. Was hatte zumal der bedeutendste Lehrer der Universität, was hatte Kant dazu zu sagen? Hört man diese Stimmen, so darf man die Zeitgebundenheit nicht vergessen. Man muß sie mit Nachsicht beurteilen. Die Pädagogik war noch

etwas Neues, und die Professoren der Universität fühlten sich als Gelehrte ihres Faches, nicht als Pädagogen⁴.

Man kann es verstehen, daß die Mediziner gegen den Ausschluß der Medizinstudenten vom Alumnat Einspruch erhoben. Das gleiche gilt für die Juristen. Der Jurist Georg Friedrich Holtzhauer verband seinen Protest gegen das Seminar mit Angriffen gegen die Theologische und Philosophische Fakultät. Er bemerkt, es sei zwar kein Nachteil, wenn der theologische Teil der Universität in ein Lehrerseminar umgewandelt werde; gute Schulen könnten Kirchen und Prediger entbehrlicher machen. (Das zu sagen war unter Wöllner immerhin ein Wagnis). Dann aber wendet Holtzhauer sich gegen die Philosophische Fakultät. Den Juristen, wenn sie, wie Holtzhauer wünscht, weiterhin dem Seminar angehörten, würde dort nur nachteilige Zerstreung entstehen; nichts anderes bewirkten auch die „collegia publica“ der Philosophischen Fakultät.

Durch diesen Angriff fühlte Karl A. E. Mangelsdorf sich getroffen, Professor der Geschichte, Poesie und Rhetorik. Er sieht in den Äußerungen von Holtzhauer eine Beleidigung der Philosophischen Fakultät. Aber auch Mangelsdorf lehnt das Seminar ab, sieht darin eine Konkurrenz zur Universität und findet, die Inspektoren dort könnten nicht alle Fächer, die sie lehrten, beherrschen. Wenn das Seminar aber komme, dann sei der Professor der Beredsamkeit besonders mit den Schulwissenschaften vertraut, daher als Direktor geeignet.

Kant hat zu den vorgelegten Fragen nicht immer persönlich Stellung genommen, sondern sich einfach den Ansichten anderer Kollegen angeschlossen. Nur an einzelnen Stellen hat er eigenhändig etwas zur Debatte beigetragen⁵.

4) Übrigens dachte man auch anderswo nicht anders. Das Pädagogische Seminar in Halle, nach den Plänen des Ministeriums für die Pflege der Pädagogik und der Muttersprache bestimmt, wurde auf den energischen Einspruch von F. A. Wolf in ein klassisch-philologisches Seminar umgewandelt. (K. A. Schmid, Geschichte der Erziehung, Bd. V, 1, S. 163 f. — Hier auch über das Oberschulkollegium, das direkt dem König unterstand, nicht dem Konsistorium.)

5) Die Äußerungen von Kant dürfen nicht zu der Ansicht verleiten, der große Philosoph habe für die Pädagogik kein Verständnis gehabt. Er war aufgeschlossen für die Reformideen von Rousseau, Basedow und Campe. Er bejahte das Ideal einer natürlichen Erziehung, aber auch einer klassischen Bildung, wie er sie selbst genossen hatte. Er wollte jedoch die Universität als eine rein wissenschaftliche Anstalt vom Schulbetrieb unberührt lassen und stellte sich wohl die Vorbildung der Lehrer etwas zu einfach vor. — Vgl. hierzu: K. A. Schmid, a.a.O., Bd. IV, 2 (1898), S. 235 ff. Kant hat das Philantropinum in Dessau, eine pädagogische Akademie, an der Basedow, Campe und Wolke lehrten und wo zugleich Lehrer und Schüler ausgebildet wurden in einer modernen humanen Richtung, gekannt und begrüßt. Übrigens war dort auch Mangelsdorf eine Zeit lang tätig. R. Eisner, Kant-Lexikon (1930), bringt zum Stichwort Pädagogik nur ein paar Zeilen.

Zu der Äußerung des Mediziners Ch. F. Elsner vom 24. Februar 1791 bemerkt Kant:

„Ich trete dem voto Exc. Ilti. Me[dicorum] bey und, da ich dem letzten Senatsconfess nicht beygewohnt habe, kan ich nichts weiter als meinen herzlichen Wunsch äußern, das es der Bemühung der Herren Inspectores gelingen möge, sehr unvollendete Schüler, (wie die halbjährige Specimina beweisen) zu Lehrern auszubilden.
I. Kant, d. 24. Febr. 91

Eingehender ist die Äußerung vom 16. März 1791.

„Obgleich No IV deutlich zu erkennen giebt, daß die vorgeschlagene neue Einrichtung nur dem Nahmen (eines Seminarii) nach neu, in der That aber nichts anders als die alte Nachholung des in der Schule Versäumten seyn wird, (wie denn Juristen und Mediciner als solche doch darinn unmöglich zu Lehrern gebildet werden können); ob ich gleich dafür halte, daß die Bildung dessen, der seine Schule vorher selbst gut gemacht hat, zum Schullehrer auch ohne Seminarium hinreichend befördert werden würde, wenn Excellentissimi Ebraeus und Graecus die Candidaten zu Anhörung des Unterrichts in denen ihnen anvertrauten, hoffentlich durch sie sehr verbessert werdenden Schulen künftig zulassen würden, — nach dem Satze longa via per praecepta, brevis per exempla, — und ich auch mit Excell. Oratore darinn eynerley Meynung bin, daß die öffentliche Lehrstunden desselben auf keinerley Weise zu der Niedrigkeit des gemeinen Schulunterrichts herabgesetzt werden, sondern, wenn sie zum Seminario dienen sollten, sie eher um einen Academischen als Trivial-Schullehrer zu bilden angelegt werden müßten, so werde ich doch in Rücksicht auf die neue Aufmunterung durch schon vorhandene und noch zu verhoffende beneficia, welche durch gegenwärtigen Bericht bewirkt werden kan, ihn unterschreiben.

I Kant, den 16ten (März 1791), 1/2 acht Uhr morgends.

Man nimmt Anstoß nicht nur an dem schlimmen Aktendeutsch, das Kant hier schrieb. Die frühe Morgenstunde entschuldigt ihn nur etwas. Auch seine großen Werke sind ja nicht alle gleich gut stilisiert. Was noch fehlt, wäre eine Ausgabe der amtlichen Schriften Kants. Sie wird unvollkommen bleiben, solange das Archiv der Universität Königsberg nicht wieder zugänglich ist.

Die Übereinstimmung zwischen Kant und Mangelsdorf ist auffallend. Mangelsdorf erklärt, gegen Holtzhauer sich wendend, er lese seine Publica für Studenten und Seminaristen. Er sehe nun, bei dem Plan eines Pädagogischen Seminars handle es sich nicht um ein „Seminarium Philologicum“, sondern „Scholasticum“, „wovon ich platterdings keine klare Vorstellung habe“. Entsprechend urteilt Kant, daß „öffentliche Lehrstunden“ nicht zu der „Niedrigkeit des gemeinen Schulunterrichts herabgesetzt werden“ dürften. Kant meint, ein guter Schüler habe schon auf der Schule Pädagogik gelernt. Nur ein „sehr unvollendeter Schüler“ habe es nötig, im Seminar zum Lehrer ausgebildet zu werden.

Kant hält die Pädagogik also für ein praktisches Fach, das nicht zum strengen Bezirk der Gelehrsamkeit gehörte, wie man sie auf der Universität betrieb. Man spürt auch eine Ahnung davon, daß ein Pädagogisches Seminar sich zu einer Konkurrenz für die Universität auswachsen konnte.

Nicht immer hat Kant sich so schroff geäußert. Er hat in den sich lange hinziehenden Verhandlungen nicht immer den gleichen Standpunkt eingenommen und, wie es scheint, erst 1791 entschieden Stellung bezogen. So hat er anfangs, wohl im Dezember 1788, (die Schriftstücke sind nicht alle datiert, teils auch nicht der Reihe nach geheftet) eine Äußerung von Christian Jakob Kraus mit Zustimmung unterschrieben. Kraus begrüßte den Plan eines Pädagogischen Seminars, hielt es für richtig, das Alumnat, aus dem die Juristen und Mediziner verbannt werden sollten, für das geplante Seminar einzuziehen, desgleichen das Litauische und Polnische Seminar. Das Alumnat müßte allerdings besser eingerichtet und mit größeren Mitteln ausgestattet werden.

Am günstigsten äußerten sich die Theologen. Sie hatten nur zu gewinnen, wenn die Juristen und Mediziner aus dem Alumnat ausgeschaltet wurden. Damit wäre, wie der Theologieprofessor J. E. Schulz meint, das Alumnat seiner ursprünglichen Bestimmung wiedergegeben worden.

Schließlich war es doch ein Streit der Fakultäten, an dem das Pädagogische Seminar scheiterte. Die Pädagogik aber war noch kein wissenschaftliches Universitätsfach. Die Universität wollte nur Sachkenntnisse vermitteln, nicht Lehrbefähigung.

Dem Oberschulkollegium aber kam es gerade darauf an. Eine Verfügung Wöllners vom 1. Februar 1791 spricht es klar aus: es solle zwar dafür gesorgt werden, daß die Studenten ihre Kenntnisse vermehrten, „so ist doch immer das Wichtigste, daß sie lehren lernen und Anweisung und Übung bekommen, die schon erlangten Schulkenntnisse wieder als Lehrer anderen beizubringen“.

Wenn das Oberschulkollegium den Bedenken der Universität schließlich nachgab, so geschah es wohl, weil unterdessen eine andere Lösung sich geboten hatte. Die Verhandlungen mit der Universität kreuzten sich mit einem anderen Vorschlag. Sein Urheber war der Professor Samuel Gottlieb Wald. Dieser war ein sehr vielgeschäftiger Mann. Seit 1786 Professor der griechischen Sprache in Königsberg, übernahm er 1793 eine theologische Professur, später weitere Ämter. Er hatte offenbar das Bedürfnis, sein Tätigkeitsfeld auszudehnen, als er am 1. November 1788, also zu gleicher Zeit wie das Konsistorium, seinen Plan vortrug. Er wies darauf hin, daß bei der Universität Halle, wo Wald studiert hatte, gerade 1787 ein philologisch-pädagogisches Seminar eingerichtet worden sei, und hält eine gleiche Anstalt in Königsberg für nötig. Wald möchte die Leitung selbst übernehmen, brauchte ferner zwei Gehilfen. Auch eine Bürger- und Industrie-Schule sollte damit verbunden sein⁶.

⁶) Über Wald vgl. *Altpreußische Biographie*, II, 769 (Götze von Selle).

Das Etatsministerium verlangte einen genauen Plan, der von Wald am 4. Dezember 1788 eingereicht wurde. Das Etatsministerium teilte ihn am 15. Dezember der Universität mit, die ihn am 22. Januar 1789 ablehnte, da ein ähnlicher Plan bereits bei der Universität schwebte. Wald ließ sich jedoch nicht abdrängen. Unterdessen hatte er über die ihm nicht gewogenen Königsberger Instanzen hinweg offenbar zu dem Oberschulkollegium in Berlin Beziehungen erreicht. Schon am 2. Dezember 1788 hatte Wöllner dem Etatsministerium die Errichtung eines philologischen Seminars in Halle mitgeteilt und die Schaffung eines ähnlichen Instituts in Anlehnung an das Friedrichskolleg, die angesehenste höhere Schule in Königsberg, angeregt. Dieser Vorschlag wurde von Wald mit Erfolg aufgegriffen. Obgleich das Etatsministerium am 27. Sept. 1790 widersprach und bemerkte, die Vorbereitung eines Seminars beim Alumnat der Universität sei in gutem Zuge, ein Seminar beim Friedrichskolleg also überflüssig, entschied Wöllner am 14. Dez. 1790 die Errichtung eines Seminars beim Friedrichskolleg, bewilligte dafür Geld und ernannte Wald zum Oberinspektor des Friedrichskollegs.

Das Friedrichskolleg hatte sich schon seit der Gründung, 1698, der Lehrerbildung angenommen. Jetzt, 1790, wurde diese Einrichtung vom Staate institutionalisiert. In der Schule wurden 12 Studenten für den Unterricht praktisch ausgebildet⁷.

Diese Einrichtung zeigte jedoch bald ihre Mängel. Abseits von der Universität konnte sie nicht ihren Zweck erfüllen. Es mußte die Reform des preußischen Staates nach dem Zusammenbruch von 1806/07 kommen, und es mußte der große Erneuerer der wissenschaftlichen Pädagogik, Johann Friedrich Herbart, 1809 nach Königsberg berufen werden, um hier im Jahre 1810 die Gründung eines Pädagogischen Seminars bei der Universität durchzusetzen.

Im Zuge der Reform wurde damals das Alumnat von Grund auf reformiert. Zur Bespeisung von 72 Studenten wurden private Mittagstische herangezogen. Die Enge des Konvikts wurde damit aufgehoben. Das Alumnat war, wie die Verhandlungen wegen des Pädagogischen Seminars in den Jahren 1788–1793 zeigen, in innerem und äußerem Verfall. Seine Mittel waren dürftig. Hätte man auf dieser schmalen Grundlage im Jahre 1793 ein Pädagogisches Seminar errichtet, so konnte dieses Institut später, als Herbart kam, eher ein Hemmnis für eine moderne Neuschöpfung sein, wie Herbart sie durchsetzte⁸.

⁷) Über das Seminar beim Friedrichskolleg vgl. G. Zippel, *Geschichte d. Kgl. Friedrichskollegiums zu Königsberg* in *Pr.* 1698–1898, (Königsberg 1898), S. 178 f.

⁸) Über das Alumnat: Selle, a.a.O., S. 214 f. — H. Prutz, *Die Kgl. Albertus-Universität zu Königsberg* in *Pr.* im 19. Jahrh. (1894), S. 148 f. — Ferner S. 152 ff über das Pädag. Seminar Herbarts. Über dieses: G. Weiss, *Die Anfänge des Pädag. Seminars zu Königsberg 1809–15*. *Deutsche Blätter f. erziehenden Unterricht*, Jg. 40 (1913), phil. Diss. Jena 1912.

Anders verhält es sich mit dem Litauischen und dem Polnischen Sprachseminar. Diese Institute erwiesen sich als lebenskräftig und konnten in ihrer bisherigen Gestalt, im Anschluß an die Theologische Fakultät, erhalten werden.

Gerade 1793, als die Gründung eines Pädagogischen Seminars in Königsberg scheiterte, erhielten die beiden Sprachseminare einen neuen Impuls. Preußen erwarb in der zweiten Teilung Polens neben den deutschen Städten Danzig und Thorn auch große Gebiete mit fast rein polnischer Bevölkerung. Jetzt brauchte der Staat Beamte, die der polnischen Sprache mächtig waren, aber auch Kenner der litauischen Sprache, die in der nördlichen Hälfte des Suwalki-Gebietes gesprochen wurde, erwies sich als nötig. Eine Verfügung an das Oberschulkollegium vom 14. September 1796 ermunterte zum Studium der polnischen Sprache an den höheren Schulen und Universitäten. Das Oberschulkollegium (gezeichnet: Wöllner) verlangte darauf vom Etatsministerium Unterlagen über das Polnische und Litauische Seminar (9. Mai 1797) und wies darauf hin, daß durch die neuen Erwerbungen zahlreiche protestantische Prediger und Schullehrer, die der polnischen Sprache mächtig seien, gebraucht würden.

Nach dem Verlust fast aller polnisch sprechenden Gebiete durch den Tilsiter Frieden war dieser Anlaß zur Förderung des Studiums der polnischen Sprache zwar weggefallen. Zeitweise drohte damals die Gefahr, das Litauische und Polnische Seminar dem Theologischen Seminar anzugliedern. Diese Absicht wurde vertreten durch den Oberpräsidenten Hans Jakob von Auerswald in einem Bericht vom 30. März 1809 an die damals von Wilhelm von Humboldt geleitete „Sektion für öffentlichen Unterricht“ im Innenministerium. Auerswald ist der Ansicht, man solle den Studenten litauischer und polnischer Herkunft das Studium erleichtern. Dann würde ein Seminar für Erlernung dieser Sprachen überflüssig. Ähnliche Gedanken waren bereits 1788/89 vertreten worden. Das Ministerium war anderer Ansicht. Ein von Humboldt unterzeichneter Erlaß vom 12. Juni 1809 verfügte, daß beide Sprachseminare ihrer Stiftung gemäß erhalten bleiben sollten. Sie sind es auch bis zum Ende der Königsberger Universität geblieben.

Wenn man darin ein Zeugnis für die wohlwollende Einstellung der preußischen Kulturpolitik gegenüber den nichtdeutschen Nationalitäten erkennt, wird man es auch nicht bedauern, daß in den Jahren 1788–93 die Eingliederung der beiden Sprachseminare in ein neues Pädagogisches Seminar fehlgeschlug⁹⁾.

⁹⁾ Zur Geschichte des Litauischen und Polnischen Seminars: Akten des Preuß. Geh. Staatsarchivs in Berlin Dahlem, Rep. 76, Nr. 1219 (1809–30) und 1220 (1831–61), betr. das Lit. und Poln. Seminar. Hier zahlreiche Einzelheiten zur Geschichte dieser Institute, auch Schülerverzeichnisse. — Für das Lit. Seminar begann gerade 1809 eine Blütezeit unter der Leitung von L. J. Rhesa, dem 1841 der bedeutende Sprachforscher Friedrich Kurschat folgte. Beide Seminare gehörten bis fast zum Schluß zur Theol. Fakultät. Ab Wintersemester 1934/35 wurde das Studium der polnischen und litauischen Sprache der philosophischen Fakultät zugewiesen, in der das Studium der Ostsprachen, namentlich der russischen Sprache, nun mehr als früher gepflegt wurde.

Zur Fortsetzung der Edition westpreußischer Ständeakten

Von Ernst Bahr

Nachdem in den Jahren 1878 bis 1886 die von Max Toeppen herausgegebenen „Acten der Ständetage Preußens unter der Herrschaft des Deutschen Ordens“ (bis 1525) in Leipzig erschienen waren, betraute der Vorstand des Westpreußischen Geschichtsvereins in Danzig Franz Thunert mit der Herausgabe der westpreußischen Ständeakten für den im 2. Thorner Frieden von 1466 unter die Schutzherrschaft der Krone Polen gefallenen Teil des Deutschordensstaates. Unter dem Titel „Acten der Ständetage Preußens, Königlichen Anteils (Westpreußen)“ ist in mehreren Lieferungen zwischen 1888 und 1896 der 1. Band dieser Aktenveröffentlichung bei A. W. Kafemann in Danzig im Druck erschienen; er umfaßt Akten aus der Zeit von 1466 bis 1479 und reicht damit vom Abschluß des 2. Thorner Friedens bis zur Beilegung des ermländischen Bischofsstreites um Nikolaus von Tüngen.

An die Fortsetzung dieser Aktenveröffentlichung sind nach dem Zweiten Weltkrieg dankenswerterweise die polnischen Historiker Karol Górski und Marian Biskup aus Thorn herangegangen. Diese haben zwischen 1955 und 1966 in der bekannten Quellenreihe der Thorner Wissenschaftlichen Gesellschaft (Towarzystwo Naukowe w Toruniu) vier stattliche Bände mit insgesamt mehr als 2000 Druckseiten für die Zeit von 1479 bis 1504 herausgegeben. Dabei wurde (nach den Vorbemerkungen der Herausgeber zu Band I der neuen Reihe) die Editionsweise der preußischen Ständeakten von Max Toeppen und der Hanseerzesse zum Vorbild genommen und in Anbetracht der überwiegend deutschen Texte die Editionsrichtlinien der Monumenta Germaniae Historica übernommen. Besonderer Wert wurde auf die Drucklegung von Dokumenten „zur Aufklärung der sozialen und wirtschaftlichen Umwandlungen“ (vgl. Band I, S. 560) gelegt. Wie M. Toeppen und Fr. Thunert beschließen auch K. Górski und M. Biskup jeden Band mit einem Rückblick über die Ereignisse der in den abgedruckten Urkunden behandelten Zeit (in deutscher und russischer Sprache), einem Personen- und Ortsverzeichnis sowie mit einem Sachregister. Band 3 und 4 enthalten außerdem ein Wortverzeichnis der schwierigeren deutschen Ausdrücke, bearbeitet von Andrzej Bzdega. Ein ähnliches Verzeichnis für Band 1 und 2 der polnischen Aktenedition erschien 1959 als Sonderveröffentlichung der Thorner Wissenschaftlichen Gesellschaft (Fontes 44)¹⁾.

Band I der neuen Reihe²⁾ umfaßt die Jahre 1479 bis 1488. Er enthält nach

¹⁾ Słownik trudniejszych wyrazów niemieckich w Aktach Stanów Prus Królewskich. (Wörterbuch der schwierigeren deutschen Ausdrücke in den Ständeakten Königl. Preußens.) Bd. I–II (1479–1492). Hrsg. A. Bzdega. In: Fontes 44 d. Tow. Nauk. w Toruniu. Thorn 1959.

²⁾ Akta Stanów Prus Królewskich (1479–1488). (Ständeakten Königl. Preußens [1479–1488].) Bd. I. Hrsg. K. Górski u. M. Biskup. In: Fontes 41 d. Tow. Nauk. w Toruniu. Thorn 1955.

den Vorbemerkungen der Herausgeber zur Quellenlage und den Grundsätzen der Edition 292 Positionen Quellenabdruck, beginnend mit einer Mitteilung des Königs Kasimir Jagiellończyk an die Stadt Danzig unter dem 16. November 1479 und schließt mit der ermländischen Schulzen- und Bauernordnung des Bischofs Nikolaus von Tüngen, der „Wilkür des Bischtumbs Ermelandt“. Als Vorlage dienten in der Hauptsache die Rezesse der westpreußischen Ständetage aus den Archiven Danzig, Thorn und Frauenburg, ferner einige Briefe und Schriftstücke aus dem Archiwum Akt Dawnych in Warschau. Die Zäsur für den 1. Band bildet das Ableben des Bischofs Nikolaus von Tüngen, der am 14. Februar 1489 in Heilsberg starb.

Band II³ umfaßt die Jahre 1489 bis 1492, also nur rund vier Jahre, deren wichtigstes Problem die Auseinandersetzung des Königs Kasimir IV. Jagiellończyk mit Lukas von Watzenrode um die Besetzung des ermländischen Bischofsstuhls war. Lukas Watzenrode, 1447 in Thorn geboren, war seit 1479 auch Domherr von Frauenburg und wurde nach dem Tode des Bischofs Nikolaus von Tüngen 1489 vom ermländischen Domkapital einmütig zum Bischof gewählt. Indessen gedachte der König, das Bistum seinem Sohne Friedrich zuzuwenden. Bischof Lukas aber wußte sich mit Hilfe der preußischen Stände, insbesondere Danzigs, zu behaupten.

Als der König die Anerkennung des Lukas Watzenrode als ermländischen Bischof 1489 ablehnte, lebte die 1485 zwischen den drei großen westpreußischen Städten Danzig, Elbing und Thorn geschlossene Konvention zur Verteidigung der gefährdeten westpreußischen Vorrechte wieder auf. Die Vorlagen für die abgedruckten Quellen sind im wesentlichen den Archiven Danzig und Frauenburg entnommen, einige wenige dem Stadtarchiv Thorn. Anschließend an den Rezess der Graudenzener Tagfahrt vom 31. Oktober bis 5. November 1490, auf dem der Entwurf eines Lohntarifs für Landarbeiter vorgelegt, auch über die Einziehung entlaufener Bauern und Knechte beraten wurde, folgt der Abdruck des Entwurfs einer Bauern- und Gesindeordnung des Restordensstaates vom Ausgang des 15. Jahrhunderts. In den abgedruckten Akten kommen auch die türkisch-tatarischen Beziehungen und die Thronfolge in Ungarn nach dem Tode des Matthias Corvinus zur Sprache.

Der 1961 und 1963 in zwei Lieferungen erschienene 3. Band⁴ der westpreußischen Ständeakten umfaßt die Jahre 1492–1501, das ist die Regierungszeit des Königs Johann Albrecht, der 1501 gestorben ist. Der Quellenabdruck dieses Bandes beginnt mit dem Regest eines bereits gedruckten Briefes des Kronprinzen an die Stadt Danzig vom 14. Juni 1492, in dem die Danziger gebeten werden, ihre Stimme bei der bevorstehenden Königswahl ihm zu geben. Dafür verspricht er, die Rechte Danzigs zu achten „ita quod de nobis eritis contenti“. Trotzdem ver-

3) Akta Stanów Prus Królewskich (1489–1492). Bd. II, Hrsg. K. Górski u. M. Biskup. In: Fontes 43 d. Tow. Nauk. w Toruniu. Thorn 1957.

4) Akta Stanów Prus Królewskich (1492–1501). Bd. III, Hrsg. K. Górski u. M. Biskup. In: Fontes 50 u. 54 d. Towarzystwo Naukowe w Toruniu. Thorn 1961 u. 1963.

schärfte sich bald nach der Königswahl der Konflikt zwischen den westpreußischen Ständen und dem neugewählten König, von dem man die Leistung eines persönlichen Eides auf die Einhaltung der preußischen Privilegien forderte. 1494 nahm der junge König den Treueid des ermländischen Bischofs Lukas Watzenrode entgegen, der seitdem wachsenden Einfluß unter den Ratgebern des Königs gewann. 1495 erfolgte die Abberufung des Marienburger Starosten Zbigniew Tęczynski, der in Marienburg die Politik einer starken Hand vertrat, und die Übertragung der zum Schloß gehörigen Güter des Großen und Kleinen Marienburger Werders an Nikolaus von Baysen, den Führer der preußischen Opposition. Am 15. Februar 1495 bestätigte Johann Albrecht alle Privilegien der Stadt Danzig, doch lieferte bald die Frage der Einführung des Pfundzolls im Danziger Hafen neuen Konfliktstoff. In diese Zeit fällt auch das Auftreten des Friedebrechers Gregor Mattern, dessen Klage 1493 auf der Tagfahrt in Christburg (Bd. III, S. 52–54) von den preußischen Ständen abgewiesen worden war und der hernach den Weg der Gewalt beschritt, zum Kampf gegen seine Vaterstadt Danzig aufrief und Anhänger sammelte, um mit diesen die Warenzüge der reisenden Kaufleute zu überfallen und auszurauben. Die dazu abgedruckten Berichte werfen zugleich Licht auf jene unsicheren Verkehrsverhältnisse sowie das Auftreten von Raubrittern und Wegelagerern, unter denen die Kaufleute in Westpreußen und seinen Nachbargebieten noch lange nach Beendigung des 13jährigen Ständekrieges zu leiden hatten. (Vgl. Bd. III, Nr. 43, 45 u. a.)

Da die Danziger Rezesse — mit einer Ausnahme — nur bis zum Jahre 1494 reichen, mußten die Herausgeber sich mit den Inhaltsangaben der verlorengegangenen Rezesse aus dem Thorner Archiv und Briefen behelfen; letztere sind für diese Zeit besonders zahlreich im ehemals Frauenburger Diözesanarchiv (jetzt Allensteiner Diözesanarchiv) zu finden.

Der 4. Band umfaßt die Zeit von 1501 bis 1506, die Regierungsjahre König Alexanders. Davon enthält der 1966 erschienene erste Teil⁵ Quellen aus den Jahren 1501 bis 1504 und schließt mit einem ausführlichen Schreiben des Rates der Stadt Thorn vom 25. Oktober 1504 an den Rat der Stadt Danzig ab, in dem im Einklang mit einem Beschluß der vorangegangenen Marienburger Tagfahrt empfohlen wird, den Engelsburger Starosten wegen Unterstützung von Straßenräubern gefangen zu setzen. Der am Ausgang des Jahres 1967 gedruckte zweite Teil⁶ des 4. Bandes enthält 111 Aktenpositionen aus den Jahren 1504 bis 1506, die sich um verschiedene Ständetage in Marienburg, Graudenz, Elbing und Königsberg sowie mehrere Gesandtschaften (nach Radom, Lublin, Stettin und Wilno) gruppieren. Der Aktenabdruck schließt mit der 61 Artikel umfassenden

5) Akta Stanów Prus Królewskich (1501–1504). Bd. IV, Teil 1. Hrsg. v. M. Biskup unter Mitwirkung von K. Górski. In: Fontes 57 d. Towarzystwo Naukowe w Toruniu. Thorn 1966.

6) Akta Stanów Prus Królewskich (1504–1506). Bd. IV, Teil 2. Hrsg. v. M. Biskup unter Mitwirkung von K. Górski. In: Fontes 59 d. Towarzystwo Naukowe w Toruniu. Thorn 1967.

Landesordnung für das Königliche Preußen, die am 18. 9. 1506 in Marienburg beschlossen wurde, und einer Instruktion des Hochmeisters Friedrich von Sachsen für seine Gesandtschaft an die königlichen Kommissare auf der gleichen Marienburger Tagfahrt. In dieser Instruktion begründet der Hochmeister noch einmal seine Ablehnung der Eidesleistung für die Könige Johann Albrecht und Kasimir Jagiellończyk und wünscht eine Änderung des 2. Thorner Friedens von 1466, indem er abschließend auf seine Abhängigkeit als Reichsfürst vom Kaiser hinweist. Wichtigste Quellenvorlagen des ganzen Bandes bilden die Danziger Rezesse der Jahre 1504 bis 1506. Die Materiallücke für die Jahre 1501 bis 1504 konnte in bedeutendem Umfange durch die bereits für den 3. Band erwähnten Thorner Auszüge aus den Ständerezessen dieser Jahre geschlossen werden. Weitere wertvolle Quellenergänzungen für den ganzen Zeitraum sind den Libri massivorum des Danziger Staatsarchivs entnommen, ferner Briefen des Bischofs Watzenrode, die heute in Allenstein und Krakau lagern. Drei „wertvolle Briefe“ der westpreußischen Stände aus den Jahren 1502, 1504 und 1506 konnte das Staatliche Archivlager in Göttingen für diese Aktenpublikation zur Verfügung stellen (Band IV, Nr. 55, 189 und 255).

Mit der Fertigstellung des bis zum Jahre 1506 reichenden 4. Bandes hatten die Herausgeber ihr erstes Nahziel erreicht. Für die Jahre 1506 bis 1512, die letzte Periode des Bischofs Lukas Watzenrode, in ein weiterer (5.) Band in Vorbereitung. Im Interesse unserer westpreußischen Landesforschung ist nur zu wünschen, daß auch das zweite Ziel dieses Editionsprojektes, nämlich die Weiterführung der Ständeaktenpublikation bis zum Jahre 1526, der Neuordnung der westpreußischen Ständeversammlungen durch Sigismund I., bald zum Abschluß kommen wird.

Buchbesprechungen

Bismarck in der Karikatur. Eine Ausstellung des Germanischen Nationalmuseums, Nürnberg, und des Geheimen Staatsarchivs, Berlin-Dahlem. Katalog. Hrsg. vom Geh. Staatsarchiv Preuß. Kulturbesitz. Berlin-Dahlem. Berlin 12: Haude- und Spensersche Verlagsbuchh. 1968. 96 S. mit Abb. 12 Tafeln.

Noch immer schwankt, von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, Bismarcks Charakterbild in der Geschichte; ein Beweis, daß sein Werk noch nicht ganz Geschichte ist, noch fortwirkt. In diesem schönen Ausstellungskatalog wird aus Deutschland und der Welt zusammengetragen, wie das Bismarck-Bild sich in der Karikatur spiegelt, mehr mit Haß als mit Gunst gezeichnet, das liegt am Wesen der Karikatur. Schließlich erhält Bismarck selbst das Wort durch Akten aus dem Archiv in Berlin-Dahlem. Gerhard Zimmermann schrieb ein Vorwort, Hans Branig eine Literaturübersicht „Bismarck im Widerstreit der Meinungen“, Cecile Hensel ein Resumé über „Bismarck und seine Zeit“.

Kurt Forstreuter

Otto Bräutigam, So hat es sich zugetragen. Holzner, Würzburg 1968. 726 Seiten, 38,— DM.

Daß der frühere Generalkonsul in Baku und Odessa, im Zweiten Weltkriege Abteilungsleiter in Rosenbergs Ostministerium und gleichzeitig dessen Verbindungs-

offizier zum Oberkommando des Heeres, eine vernünftige Politik gegenüber den Völkern des Ostens empfahl, sich aber nur in Ansätzen und hauptsächlich als Bevollmächtigter für Kaukasusfragen gegenüber Hitler, Bormann und Koch durchsetzen konnte, wissen wir mindestens seit dem Buch von Alexander Dalin, Deutsche Herrschaft in Rußland, deutsche Ausgabe 1958. Die Memoiren, die Bräutigam jetzt nach persönlicher Erinnerung und auf Grund früherer Aufzeichnungen vorlegt, bestätigen diese Erkenntnis. Sie gehören zu den bedeutendsten Dokumenten in der Nachkriegs-Memoiren-Literatur, können jedoch in dieser Zeitschrift nicht so gewürdigt werden, wie sie es verdienten. Hier sei lediglich vermerkt, daß der Verfasser aus persönlicher Kenntnis die verhängnisvolle Politik brandmarkt, die der Gauleiter Erich Koch in der Ukraine betrieb, mit der er sich am Verlust des Krieges mitschuldig gemacht hat. Bei einigen Angaben mag man es bedauern, daß Bräutigam sich bei der Schilderung lange zurückliegender Vorgänge nur auf sein Gedächtnis verlassen hat. Sonst hätte er nicht Rennekampf als den Besiegten von Tannenberg bezeichnet und nicht von einer Tankschlacht vor Ypern gesprochen.

Fritz Gause

Jahrbuch Preußischer Kulturbesitz 1967. — Köln und Berlin: G. Grote 1968. 296 S., 59 Tafeln, 3 Skizzen im Text. 8°.

Das Jahrbuch vermittelt ein Bild von der Organisation und der vielfältigen Tätigkeit der Stiftung Preußischer Kulturbesitz. Es wird eingeleitet durch einen Rückblick auf das Jahr 1967 durch den Präsidenten der Stiftung, Hans-Georg Wormit. Eberhard Kessel würdigt Wilhelm von Humboldt anläßlich seines 200. Geburtstages in seiner Bedeutung für den preußischen Staat und besonders die preußische Kulturpolitik. Wieland Schmidt berichtet über Vergangenheit und Gegenwart der Preußischen Staatsbibliothek, mit einem Ausblick in die Zukunft. Das gleiche gilt von dem Aufsatz über das Berliner Kupferstichkabinett von Hans Möhle. Will Grohmann (†) erscheint als Interpret von fünf modernen Malern: Kandinsky, Klee, Schlemmer, Baumeister, Kirchner. Hans Joachim Schoeps („Von Münchengrätz bis Wien, 1833/34“) beleuchtet nach Papieren des Fürsten Wittgenstein im Preußischen Geh. Staatsarchiv in Berlin-Dahlem eine Episode der Politik Preußens und Österreichs in der Restaurationszeit. Gerhard Zimmermann, Direktor des Preuß. Geh. Staatsarchivs, führt in die Gegenwart zu einem zentralen Problem des deutschen Archivwesens, „Das Ringen um die Vereinheitlichung des Archivwesens in Preußen und im Reich von 1933 bis 1945“. — Der ganze zweite Teil des Jahrbuchs (S. 147—286) enthält Berichte über die Tätigkeit der Stiftung auf den verschiedenen Gebieten des kulturellen Lebens. Zu rühmen ist die vornehme Ausstattung des Buches mit wertvollen Bildbeigaben.

Kurt Forstreuter

Friedwald Möller †, Altpreussisches evangelisches Pfarrerbuch von der Reformation bis zur Vertreibung im Jahre 1945. Bd I: Die Kirchspiele und ihre Stellenbesetzungen. Hamburg 1968 (Sonderschriften des Vereins für Familienforschung in Ost- und Westpreußen e.V., Nr. 11). 250 Seiten, Rotaprint. Zu beziehen bei Frau Braess, Hamburg 62, Alversloeweg 15.

Schon vor 40 Jahren hat es sich der Verein für Familienforschung vorgenommen, mit Aufnahme der alten Presbyteriologien von Arnoldt und Rhesa ein neues Pfarrerbuch herauszubringen, doch starb der Bearbeiter, und alle gesammelten Unterlagen gingen 1945 beim Russeneinfall verloren. Der bekannte Familienforscher Friedwald Möller, dieser Arbeit schon lange zugetan, begann 1946 aufs neue zu sammeln. Aus

sämtlichen greifbaren gedruckten Quellen, Amtsblättern, Stadt- und Kirchspielsgeschichten, Adreßbüchern und familienkundlichen Arbeiten trug er eine Fülle von Material zusammen, das er fast druckreif hinterließ. Dem Verein ist es trotz vieler Schwierigkeiten jetzt gelungen, den ersten Band des Pfarrerbuches herauszubringen. Er enthält sämtliche Pfarreien mit ihren Geistlichen der Provinzen Ost- und Westpreußen alten Umfanges, also bei Ostpreußen auch Soldau und das Memelgebiet, bei Westpreußen auch Danzig und die seit 1919 polnischen Gebiete ebenso wie die Teile, die zur Provinz Grenzmark gekommen waren, ferner die Pfarreien der im Zweiten Weltkriege geschaffenen Bezirke Zichenau und Suwalki. Angeschlossen sind die Pfarren der reformierten und der altlutherischen Gemeinden beider Provinzen und die Feldprediger und Garnisonpfarrer. Daß es Lücken in dieser Aufstellung gibt, ist selbstverständlich. Die Leser werden im Vorwort ausdrücklich zu Ergänzungen und Berichtigungen aufgefordert. Was die Ortsnamen angeht, so sind durchweg die alten Namen gewählt, doch sind auch die neuen Namen angegeben, und es wird von ihnen auf die alten verwiesen. Der Wert des Buches für die Kirchen-, Orts- und Familiengeschichte ist unschätzbar, doch wird es erst voll benutzbar sein, wenn die Bände vorliegen werden, die die Namen aller Pfarren in alphabetischer Reihenfolge mit biographischen Notizen enthalten werden. Wir können nur wünschen, daß es dem Verein bald gelingen möge, das große Werk zum Abschluß zu bringen.

Fritz Gause

Walter von Sanden-Guja, *Schicksal Ostpreußen*. Hannover: Landbuch-Verlag (1968). 300 S., 8°, 16,80 DM.

In den Büchern von Walter von Sanden-Guja, der am 18. Juni 1968 das achte Jahrzehnt vollendete, lebt die Landschaft des nördlichen Masuren, im Kreise Angerburg, die Welt der Seen, Wälder und Tiere. „Guja. Leben am See der Vögel“, war sein erster Bucherfolg (1933), dem weitere sich anschlossen. In den nun erschienenen Erinnerungen, die rund ein halbes Jahrhundert seit Beginn des Ersten Weltkrieges umspannen, tritt neben die Bilder der Landschaft die Erzählung von Vorgängen des inneren und äußeren Lebens, die Begegnung mit Menschen. Aus seiner im Grunde konservativen Einstellung hielt S. Distanz zu den Zeitverhältnissen vor und nach 1933, auch als „Kreisjägermeister“. Sein Haus (er war verheiratet mit der Malerin und Bildhauerin Edith, geb. von Schlüter), war jedoch keine Einsiedelei. Menschen aus verschiedenen Lebenskreisen suchten ihn auf. Die Nähe des Großen Hauptquartiers im Zweiten Weltkrieg schuf eine besondere Atmosphäre. Der General Köstring, 1941 aus Moskau kommend, lud seine trüben Ahnungen bei ihm ab. Nach dem für einen so heimatverbundenen Menschen besonders schweren Abschied fand er, glücklicher als viele andere Vertriebene, auf seinem Besitz in Kärnten eine Zuflucht, bis zur Übersiedlung nach Norddeutschland.

Kurt Forstreuter

Polnische und deutsche Stimmen aus vier Jahrhunderten zur ermländischen Volkstumsfrage, zusammengestellt von Bernhard-Maria Rosenberg. Als Manuskript gedruckt vom Vf. 519 Stolberg, Wiesenstraße 77. 19 S., 2,50 DM.

Rosenberg nennt in seiner Einführung diese Zusammenstellung „ein Glied in der Beweiskette, daß das Ermland bis zum Jahre 1945 stets ein deutsches Land gewesen ist“. Und wirklich hat er mit großem Fleiß aus entlegenen Publikationen 29 Aussagen, oft aus polnischer Feder, aus den Jahren 1375 bis 1779 gesammelt und abgedruckt.

Diese Stimmen verschweigen nicht einen gewissen Anteil polnischer Siedler im Südosten des Landes, belegen aber im übrigen sehr eindrucksvoll das Überwiegen deutscher Sprache und Herkunft der Bevölkerung. Es konnte nicht die Absicht des Bearbeiters sein, Vollständigkeit anzustreben oder eine abschließende Darstellung zu versuchen. Doch ist das kleine Brevier recht nützlich, kann zu Untersuchungen anregen und sollte auch für den Schulunterricht zur Hand sein. Die deutsche Übersetzung der lateinischen Vorlagen ist im allgemeinen nicht streng wörtlich, doch sinngemäß und zutreffend, wenn auch nicht wenige Druckfehler leider stehengeblieben sind. Der aufmerksame Leser findet auch Belege für das allmähliche Erlöschen der preußischen Sprache im 16. Jahrhundert, die in der Ordenszeit noch im 15. Jahrhundert offenbar weit verbreitet war. Es ist auch zu beachten, daß unmittelbar darauf, seit Ende des 16. Jahrhunderts, die ersten Belege für die Legende von der angeblichen Ausrottung der Prußen durch den Orden auftauchen (Nr. 15, 17). Auf Seite 16 ist „lingua patria“ (?) wörtlich unzutreffend, aber wohl sinngemäß nicht falsch mit „deutsch“ übersetzt.

Friedrich Benninghoven

Der Kreis Neidenburg. Ein ostpreußisches Heimatbuch. Im Zusammenwirken mit dem Kreisvertreter des Kreises Neidenburg, Bürgermeister a. D. Paul Wagner, sowie bekannten Persönlichkeiten Ostpreußens und des Kreises Neidenburg erarbeitet und gestaltet von Oberstudiendirektor i. R. Dr. Max Meyhöfer. Herausgegeben von der Gemeinschaft „Kreis Neidenburg e.V.“, Patenkreis der Stadt Bochum. Druck und Verlag Thomann'sche Buchdruckerei, 85 Landshut, 1968. 428 Seiten. Karte des Kreises Neidenburg (im Rückendeckel), Plan-Ausschnitte der Städte Neidenburg und Soldau, 69 Bilder. Preis 25,— DM.

Äußerlich und inhaltlich ist der Band ähnlich gestaltet und gegliedert wie die vom Göttinger Arbeitskreis unter dem Titel „Ostdeutsche Beiträge“ erschienenen Kreis-Heimatbücher. Dies ist erklärlich, weil der Bearbeiter Dr. Max Meyhöfer bereits mehrere ostpreußische Kreisbücher bearbeitet hat und auch für dies Heimatbuch sein umfassendes Wissen und seine reiche Erfahrung zur Verfügung gestellt hat. Seine Mitarbeiter, Dr. Gause, Dr. Grenz, Dr. Gutzeit, Dr. Kirrinnis, Knieß, Volker, Wagner u. a., sind bekannte Experten auf ihren Gebieten. Mit ihrer Hilfe hat Dr. Meyhöfer ein wissenschaftlich einwandfreies, sachlich richtiges und inhaltreiches Heimatbuch herausgebracht, an dessen Zustandekommen der frühere Neidenburger Bürgermeister, Paul Wagner, das größte Verdienst hat; er hat mehrere Artikel selbst geschrieben, andere angeregt und zusammengetragen. Das vorliegende Kreisbuch bietet nicht nur den Menschen aus dem Kreise Neidenburg einschließlich des von 1920 bis 1939 zwangsweise von Polen einverleibten Soldauer Gebiets, sondern jedem Heimatfreund und Historiker einen gründlichen und geschlossenen Überblick über Land und Volk, Sprache, Vorzeit und Geschichte, Kultur, Industrie, Handwerk, Handel und Geldverkehr, Verkehrs-, Wohlfahrts- und Gesundheitswesen, Heimatpflege, Verwaltung, Polizei- und Gerichtswesen u. a. m. Dabei sind die letzten Jahrzehnte vor der Vertreibung aus der Heimat besonders eingehend behandelt worden. Obgleich dem Bande ein Zettel mit Druckfehlerberichtigung beiliegt, finden sich noch weitere solcher Fehler. Zu berichtigen ist auf Seite 52 in der Fußnote: „1 kulmische Hufe (nicht Morgen) = 16,80 ha.“ Die Ortsnamen Gedewewe und Geduwene dürften kaum auf das preußische gaydis = Weizen (nicht Gerste, wie der Verfasser auf Seite 379 schreibt) zurückgehen, auch kommen die genannten Namen bei Gerullis, Seite 38, wie es auf Seite 379 heißt, gar

nicht vor. Herzog Albrecht starb im Jahre 1568, nicht 1565 (Seite 68). Auf Seite 64 ist die Jahreszahl 1574 in 1579, auf Seite 77 im 3. Abschnitt von unten 1714 in 1717 zu ändern. Daß die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Ostpreußen eingerichteten Sonntagsschulen der Erteilung des Religionsunterrichts dienten (Seite 94), ist m. E. unrichtig, sie wurden als eine Art Fortbildungsschulen für Handwerkerlehrlinge und -gesellen eingerichtet. Dankbar empfunden werden das von Dr. Meyhöfer zusammengestellte Orts- und Personenregister wie das umfangreiche Literaturverzeichnis.
E. J. Guttzeit

Erich Putzke/Arthur Adam, *Die Geschichte der Hindenburg-Oberrealschule zu Königsberg i. Pr.* Frankfurt 1968, 150 Seiten, 128 Abb. Festschrift zur Hundertjahrfeier der Schule 1868–1968, zu beziehen durch Arthur Adam, 623 Frankfurt/Main, Rehstraße 17.

Was die beiden ehemaligen „Hindeburger“ unter Rückgriff auf die bereits 1962 bis 1964 veröffentlichten Folgen der Schulchronik (s. Jg. 2, S. 58 dieser Zeitschrift) zusammengebracht und was die Schulgemeinschaft unter finanziellen Opfern jetzt als Festschrift im Selbstverlag herausgebracht hat, ist aller Anerkennung wert; eine exakte, mit Hunderten von Namen, Daten und Ortsangaben versehene Schulchronik, eine Fundgrube nicht nur für die ehemaligen Lehrer und Schüler dieser Schule, sondern auch für alle Freunde der Geschichte der Stadt Königsberg. Das gilt auch für den mit viel Sorgfalt zusammengestellten reichhaltigen Bilderteil.
Fritz Gause

125 Jahre Alte Königsberger Burschenschaft Germania, Hamburg 1968, 156 Seiten.

Die im Jahre 1843 in Königsberg gegründete, seit 1953 in Hamburg bestehende Burschenschaft Germania hat anlässlich ihrer 125-Jahrfeier eine Festschrift herausgebracht, die zwar in der Hauptsache nur die Jahre von 1953 bis 1968 behandelt, aber auch für den ostpreußischen Historiker interessant ist. Sie enthält Lebensbilder der beiden berühmten Bundesbrüder Oskar Minkowski und Arnold Sommerfeld und eine 1393 Namen umfassende Mitgliederliste, in der viele bekannte Namen erscheinen mit kurzen Angaben über Beruf und Todesjahr. Eine Fundgrube für Familienforscher, wenn auch die Geburtsdaten leider nicht angegeben sind.
Fritz Gause

Zoppot in Vergangenheit und Gegenwart. Verlag Max Jarschel Troisdorf (1968), 32 Seiten.

Es handelt sich um einen unveränderten Nachdruck der 1935 in Danzig erschienenen gleichnamigen Schrift von Hans Hübner (Führer des Staatl. Landesmuseums für Danziger Geschichte 6). Dem Landesverband Nordrhein-Westfalen im Bund der Danziger und seinem rührigen Kulturwart Goehrtz haben wir es zu verdanken, daß diese selten gewordene Schrift jetzt wieder aufgelegt worden ist.
Fritz Gause

Kommissionsverlag: Elwert'sche Universitäts- und Verlagsbuchhandlung
355 Marburg (Lahn), Reitgasse 7/9
Einsendung von Manuskripten erbeten an Dr. Forstreuter, 34 Göttingen, Merkelstraße 3
oder Dr. Gause, 43 Essen, Saarbrücker Straße 107, von Buchbesprechungen an Dr. Benninghoven, 34 Göttingen, Merkelstraße 3.
Gedruckt mit Unterstützung der Stiftung Preussischer Kulturbesitz
bei Gerhard Rautenberg, 295 Leer (Ostfriesland)

Preußenland

MITTEILUNGEN DER HISTORISCHEN KOMMISSION FÜR OST- UND WESTPREUSSISCHE LANDESFORSCHUNG UND AUS DEN ARCHIVEN DER STIFTUNG PREUSSISCHER KULTURBESITZ

Jahrgang 7/1969

Nummer 2

INHALT

Gustavgeorg Knabe, Preußische Falken im Dienste der Politik des Deutschen Ordens. S. 17 — Hugo Link, Zur Geschichte der Kirche im Kreise Wehlau. S. 22 — Buchbesprechungen S. 25.

Preußische Falken im Dienste der Politik des Deutschen Ordens

Von Gustavgeorg Knabe

Als der Deutsche Orden Preußen besiedelte, stand in Europa die Beizjagd bei Fürstenthöfen und Adel in hoher Blüte. Selbst der deutsche Kaiser Friedrich II. (1212–1250), der den Orden in Preußen privilegiert hatte, war begeisterter Falkner. Er schrieb auch das damals wie heute über die Abtragung von Falken und die Beizjagd grundlegende Werk „De arte venandi cum avibus“. Hermann von Salza, der Hochmeister des Deutschen Ordens (1210–1239) zur Zeit Friedrichs II., war ebenfalls Falkner.

Die Statuten des Deutschen Ordens bestimmten im 25. Gesetz, daß die Brüder die Jagd mit Hunden und Vogelbeizen nicht ausüben durften. Dagegen war es dem Hochmeister, den obersten Gebietigern und Komturen gestattet, von Zeit zu Zeit die Jagd, auch die Beizjagd, zur Erholung, aber mit Mäßigung zu betreiben¹.

Der Deutsche Orden nutzte zum Falkenfang den reichen Herbst- und Frühjahrsvogelzug auf der Kurischen Nehrung. Ergiebigste Fangplätze waren dort Sarkau, Falkenheide und Papensee. Auch die sehr guten Fangplätze in Livland (Komturei Windau und Vogtei Grobin) seien erwähnt. In den Bistümern Samland und Ermland war der Falkenfang in manchen Jahren ebenfalls nicht unbeträchtlich².

Falkenschulen wurden vom Deutschen Orden gegründet, die bedeutendsten in Marienburg und Königsberg³.

¹) J. G. Bujack, Geschichte des Preuß. Jagdwesens, Preuß. Prov. Bl. 22 Königsberg 1839, S. 491 und 492. F. Liedtke (F. Hipler), Geschichte der Jagd im Ermland und Altpreußen. Braunsberg 1894, S. 512. G. Steinhausen (P. Dahms), Archiv f. Kulturgeschichte 2. Bd., Beizjagd in Altpreußen, Berlin 1904, S. 216.

²) J. Voigt, Falkenfang u. Falkenzucht in Preußen, Preuß. Prov. Bl. Bd VII, Königsberg 1849, S. 260–262. F. Mager, Wildbahn u. Jagd Altpreußens, Neudamm und Berlin 1941, S. 273 u. 274.

³) J. G. Bujack ebenda S. 503. G. Steinhausen ebenda S. 203–204. J. Voigt ebenda S. 263.

Der Hochmeister Winrich von Kniprode (1351–1382) verordnete, daß nur der Hochmeister die Berechtigung hätte, Falken ins Ausland zu senden. Damit sollte vermutlich die Verbindung der Politik mit den Falkengeschenken wesentlich verstärkt und ausschließlich in die Hände des Hochmeisters gelegt werden⁴.

Die abgetragenen, d. h. gezähmten und für die Beizjagd fertigen Falken, auch ab und zu einen Habicht, sandten die Hochmeister als Geschenk an die regierenden weltlichen und geistlichen Fürsten Europas und den einflußreichen Adel zur Gewinnung von Wein, Waffen und anderem, sowie vermutlich auch von Siedlern und Reisigen, vorwiegend aber zu politischen Zwecken: für den Aufbau, die Festigung und Unterstützung des Ordensstaates.

Die Falken wurden meist in Sammelsendungen für mehrere Empfänger zusammengefaßt. Falkner und ihre Gefährten trugen die Kassen. Die Kasse war ein mit Leinwand bespannter luftiger Holzkäfig für je zehn Beizvögel. Es war oft ein langwieriger und schwieriger, manchmal wochenlangender Transport und somit eine verantwortungsvolle Aufgabe für die Falkner. Begleitbriefe dienten als Ausweis und Bittschrift für Geleit und Hilfe durch das fremde Land, Städte und Gegenden⁵.

Nachfolgend seien einige besonders aufschlußreiche Falkenbriefe⁶ (Geleitbriefe, Bitt- und Dankesbriefe für Falken) erwähnt. Die Bezeichnung „Falkenbriefe“ war für diese Schreiben damals üblich⁶. Die Masse der noch erhaltenen Falkenbriefe bringt Freude und Dank der Beschenkten zum Ausdruck und ganz allgemein die Bereitschaft zu Gegenleistungen. Schreiben dieser Art von Friedrich Herzog von Sachsen, von Ludwig Graf von Öttingen, von Gerhart Herzog von Jülich und von Ludwig Landgraf von Hessen⁷, alle an den Hochmeister, wollen sich mit Gegenständen für das Waidwerk erkenntlich zeigen. In einem Falkenbrief von 1431 bietet der Pfalzgraf bei Rhein aber auch Sachen zur Rü-

4) J. G. Bujack ebenda S. 504. F. Liedtke ebenda S. 525. G. Steinhausen (P. Dahms) ebenda S. 219. F. Mager ebenda S. 278. Staatliches Archivlager in Göttingen, ehem. Staatsarchiv Königsberg der Stiftung Preußischer Kulturbesitz.

5) Ordensfoliant 281, S. 165 u. 166, „Forma conductus . . . bitten euwir allirherlichkeit und fruntschaft, das ir im umb unsers dinsts und bete und sunderlich durch liebe wille der herren, czu den wir in senden fordirlich und behulffen seit an seinem Wege und wetlet im besurgen, wenn her euch dorumb anruufft, und seinen geferten und nemlich den fogeln, die her treith umb em sicher geleithe, das her mit euwer hilfe und forderunge durch euwir land, stete und gegenoten sicher und ungehalten moge kommen . . .“

6) Unter der Bezeichnung „Falkenbriefe“ sind im Ordensfoliant (OF) 281, S. 163–166 elf Formeln dieser Briefe aufgeführt. Im Ordensfoliant 16 tragen zwei solcher Formelbriefe folgende Überschrift: S. 282 „in disser nachgeschriebenen Weisse synt die ffalkenbriffe geschreiben“; S. 763 „also schreib man die ffalkenbriffe im 1447. jaer“. Es könnten noch weitere zahlreiche Briefe mit der Bezeichnung Falkenbriefe als Beweis für diese damals vermutlich feststehende Bezeichnung erwähnt werden.

7) OBA (= Ordensbriefarchiv) Regesta 5029 v. 2. 1. 1429, OBA R. 5121 v. 4. 7. 1429, OBA R. 7549 v. 15. 1. 1439, OBA R. 10 477 v. 29. 12. 1450.

stung an⁸. Der Markgraf von Brandenburg will 1452 als Gegengabe Waffen zur Verfügung stellen. Er bittet um zwei Handfalken⁹, die für seinen Eidam, den Markgrafen von Mantua, bestimmt sind, der sie für den König von Aragon vorgesehen hat.

Aus vielen Schreiben kann man die Bereitschaft der Beschenkten auch zu größeren Gegenleistungen erkennen. Es sind hier nicht die sonst üblichen Reden „gern gefällig sein“ oder „was im Lande ist, soll gewährt werden“, sondern es werden ausdrücklich dem Hochmeister Gegendienste für den Orden zugesagt, die man vermutlich höher als kleine Sachwerte ansprechen kann.

Zwei Dankesbriefe von Heinrich von Dube, Herr zu Hoyerswerda, zeigen¹⁰, daß auch politische Nachrichten bzw. das Weiterleiten von wichtigen Briefen des Ordens mit Beizvogelgeschenken belohnt wurden. Der Erzbischof von Gnesen scheint für Falkengeschenke den Orden laufend mit politischen Nachrichten versorgt zu haben. Der Falkenbrief des Hochmeisters (vermutlich Heinrich von Plauen) an den König von England mit übersandten sechs Falken enthält die Mitteilung, daß vom Hochmeister vertrauenswürdige Gesandte an ihn, den englischen König, geschickt seien zu seiner genauen Unterrichtung über Abmachungen und Friedenseinigungen zwischen dem König von Polen und seinen Verbündeten mit dem Deutschen Orden¹¹ (vermutlich handelt es sich hier um den 1. Thorner Frieden 1411). In dem Brief wird die Bitte um Unterstützung des Ordens durch den englischen König ausgesprochen bei Nichteinhaltung der Abmachungen durch den König von Polen, was zu befürchten sei, da es schon öfter vorgekommen war¹². Am 13. 11. 1449 teilen der Großkomtur des Deutschen Ordens und einige Gebietiger an den römischen König, andere Fürsten und Herren die Nachricht vom Tode des Hochmeisters Konrad von Erlichshausen und die nicht mehr ausgeführte Absicht des Verstorbenen mit, Falken zu senden. Hinzugefügt ist die Versicherung, mit Falkengeschenken auch künftig der Königlichen Majestät und den anderen Gönnern des Ordens dienlich sein zu wollen¹³. Das ist ein eindeutiger Beweis für den Wert der Falkengeschenke aus der Hand des Hochmeisters. Die Bitte der Gebietiger des Deutschen Ordens an den römischen König, auch weiterhin dem Orden Gönner, Beschirmer und Förderer zu sein und zu bleiben, wird mit einer größeren Falkensendung, dabei ein seltener Gerfalk, ganz besonders bekräftigt. Am 29. 5. 1408 im Falkenbrief des polnischen Bischofs von Leslau an den Hochmeister weist der Bischof mit aller Schärfe den Vorwurf zurück, mit Geld oder Gewalt wegen Erwerb von Falken

8) OBA R. 5564 von 1431.

9) OBA R. 11 326 vom 24. 7. 1452. „Handfalk“ ist ein von der Hand jagender Falk im Gegensatz zum hoch in der Luft über dem Falkner wartenden „Anwarter“.

10) OBA R. 7721 v. 13. 6. 1440 u. OBA R. 7723 v. 14. 6. 1440.

11) OF (= Ordensfoliant) 281, S. 164.

12) Dieser Brief gehört zu den elf Formelbriefen im OF 281, S. 163–166, von denen die letzten drei den Namen des Hochmeisters Heinrich von Plauen tragen. Somit scheint auch dieser Falkenbrief aus der Zeit zu stammen.

13) OF 17/401, 402 v. 13. 11. 1449.

an den Falkner des Hochmeisters herangetreten zu sein¹⁴. Er stellt entrüstet den Falkner als Lügner hin und sucht mit seinem angeblichen Ankauf schwedischer Falken seine Unschuld zu beweisen. Es erscheint doch sehr zweifelhaft, wer hier im Recht war, denn ein Falkner hätte wohl kaum einen Bischof und noch dazu einen Vertrauten des polnischen Königs zu verleumden versucht. Im Jahre 1502 wird der Hochmeister vom römischen König gebeten, seinem Diener Jost von Gertlingen, der aus Rußland einige weiße Falken (vermutlich Gerfalken) besorgen soll, auf sein Nachsuchen Hilfe und Schutz zu gewähren¹⁵. 1446 gibt der Hochmeister dem Herzog Vlotho von Masovien auf seinen Brief¹⁶, dem ein Geschenk von Falken, Habicht und Vogelhund an den Hochmeister beigefügt war, die Erlaubnis für seine Jäger zur Wildfolge auch über die Grenze hinaus. Er sagt zu, die kürzlich von Ordensbeamten dem Herzog abgenommenen Hunde wieder zurückzugeben und künftig gute Nachbarschaft zu halten. Die in zwei Falkenbriefen sehr überschwänglich freundlichen und wohlwollenden Dankesworte des Polenkönigs Wladislaw an den Hochmeister fallen auf¹⁷. Aber auch der Hochmeister versteht es, am 10. 11. 1404 dem Vizekanzler Polens, Zaclica, auf die Falkenbitte sehr geschmeidig zu antworten, die Schwierigkeiten beim diesjährigen Falkenfang zu schildern und damit das Ausbleiben der Falkensendung zu entschuldigen¹⁸. Es werden aber auch Beanstandungen ganz offen ausgesprochen. Der Deutschmeister des Deutschen Ordens, Eberhard von Saunsheim, teilt dem Hochmeister 1420 die Beschwerde des Herzogs Ludwig Pfalzgrafen bei Rhein über die geringe Anzahl der gelieferten Falken mit¹⁹, von denen einige auch an den Fängen Schäden hätten. Die Zollfreiheit des Weines an den Hochmeister sei in Frage gestellt. 1433 wird vom Pfalzgrafen nicht die Güte der Falken, sondern wieder die geringe Anzahl beanstandet²⁰. Über das gleiche klagt Friedrich Landgraf von Thüringen²¹. Der Komtur von Koblenz berichtet 1417 sehr eingehend über aufgetretene erhebliche Schwierigkeiten²², die im Interesse des Ordens unbedingt behoben werden müssen, und stellt dabei ganz klar fest, daß ein Komtur von Koblenz die Fürsten zu Freunden haben muß, um erfolgreich sein zu können. Hiermit in Verbindung steht die Bitte des Komturs an den Hochmeister um Falken und die vorsorgliche Warnung, daß die Zollfreiheit für den Wein beim Herzog von Kleve in Frage gestellt sei, wenn die Falkenlieferung ausbleibe. Wieder zeigt sich hier der Wert der Falkengeschenke, die letzten Endes auch Schwierigkeiten glätten müssen. Der Komtur von Balga sendet 1453 zwei Falken an den Hochmeister, die vom Bischof von Riga an ihn geschickt

14) OBA R. 986 v. 29. 5. 1408.

15) OBA R. 18 678 v. 19. 8. 1502.

16) OF 16/1135 v. 2. 9. 1446.

17) OBA R. 865 v. 11. 6. 1406 und OBA R. 1053 v. 27. 2. 1409.

18) OF 3/178 vom 10. 11. 1404.

19) OBA R. 3106 v. 24. 2. 1420.

20) OBA R. 6327 v. 12. 1. 1433.

21) OBA R. 7531 v. 15. 12. 1438.

22) OBA R. 2556 v. 9. 8. 1417.

wurden²³. Aber der Überbringer dieser Falken sei darüber gestorben und der Bruder des Überbringers habe sie jetzt geliefert. Erstaunlich, wie man doch alles, auch von seiten der Falkner, versucht, um die wertvollen Falken befehlsgemäß abzuliefern.

Der Antwortbrief des Hochmeisters Konrad von Jungingen an die mächtige Königin Margarete von Dänemark, Norwegen und Schweden vom 7. 8. 1390 ist beachtlich²⁴. Die Königin hatte ihren Kaplan Dietrich mit einem Brief zum Hochmeister nach Marienburg geschickt, dazu einen Gerfalken und einige Falken. Der Brief hatte folgenden Inhalt: 1. Bitte um Geleit für die Königin durch das Ordensland (es wird vom Hochmeister gewährt), 2. Verwahrung gegen Gerüchte eines Bündnisses mit dem Polenkönig gegen den Orden (der Hochmeister dankt für die Wahrheit, hatte dem Gerücht auch keinen Glauben geschenkt), 3. Bitte um einen Empfehlungsbrief an den Papst für den die geplante Romreise der Königin ankündigenden Boten (auch diese wird vom Hochmeister genehmigt). Die Königin setzt hier sehr geschickt mit Greifvogelgeschenken — vielleicht sind es sogar abgetragene Beizvögel — dasselbe Mittel an, das die Hochmeister des Deutschen Ordens so erfolgreich gebrauchten.

Nicht zuletzt sollen die Falkenbriefe erwähnt werden, in denen ganz betont um „preußische“ Falken gebeten wurde.

1494 schreibt der Hochmeister an den Deutschmeister:

„ . . . also ihr ouch in eynem andern briffe unns schreibt wie unser allrignedigster Herr Romischer Konigk dem Comthur von Blumental umb etzliche preussisch falcken, zo er is landt zoge, hat angelangt, . . . dozu lassen wir uch zu wissen das seyne konigl. gnade izt eynen Falkner bey unsern hoffe hat uff falcken wartend . . .“²⁵.

1492 bittet Philipp Pfalzgraf bei Rhein den Hochmeister:

„ . . . wir wolten gern etwas gutes von brussischen falcken haben . . .“²⁶.

Schließlich wünscht 1502 Kaiser Maximilian vom Hochmeister:

„ . . . nachdem wir ytz an preyssischen Valcken mangl haben, . . . du woltest uns by demselben valckener vierzehn die pessten preyssisch valcken zuschicken . . .“²⁷.

Die ausdrückliche Betonung „preußische Falken“ ist wohl als eine besondere Wertschätzung dieser Falken anzusprechen. Die vermutlich gut abgetragenen sowie klimatisch bedingt starken und widerstandsfähigen Beizvögel aus Preußen waren demnach hochgeschätzt.

Die Hochmeister des Deutschen Ordens setzten diese preußischen Falken in einmaliger Weise zu politischen Zwecken ein.

23) OBA R. 12 443 v. 8. 10. 1453.

24) OF 2 a 26/27 v. 7. 8. 1390.

25) OF 18 b 55 v. Dezember 1494.

26) OBA R. 17 670 v. 23. 1. 1492.

27) OBA R. 18 649 v. 13. 6. 1502.

Zur Geschichte der Kirche im Kreise Wehlau

Von Hugo Linck

Die ersten Kirchen im Kreise Wehlau waren die Kapellen in den Ordensburgen: Tapiau (erster Bau 1265, Neubau an anderer Stelle 1351), Kremitten (1391 erwähnt), Allenburg (1256 an der Stelle einer eroberten Preußenburg angelegt, 1260 zerstört, 1272 als Wildhaus auf dem östlichen Alleufer neu errichtet), Taplacken (1336 gegründet, abgebrannt, 1376 massiv neu errichtet). Wehlau besaß keine Ordensburg. Es mag aber erwähnt werden, daß dort das angebliche Haus des Witold stand, des bekehrten Sohnes des Litauerfürsten Kinstut, wohl zwischen 1350 und 1360 erbaut.

Die ersten Dorfkirchen entstanden sicher gleichzeitig mit den Dörfern der deutschen Siedler. Sie waren vermutlich aus Holz. Von ihnen wissen wir nichts. Danach wurden die massiven Kirchen erbaut, die bis auf unsere Zeit gekommen sind. In Wehlau, 1335 als Stadt gegründet, 1347 zerstört, gleich darauf neu gebaut, wurde 1351 mit dem Bau einer Kirche begonnen; sie wurde 1380 fertiggestellt. Die Kirche in Petersdorf wurde 1380 dotiert; der Bau stammt aus dem letzten Viertel des 14. Jahrhunderts. In Allenburg wurde 1405 eine Kirche gegründet. Die in Groß-Engelau stammte vom Ende des 14. Jahrhunderts, die in Grünhayn war 1361 schon vorhanden. Tapiau erhielt erst nach 1502 eine Kirche; bis dahin genügte den Einwohnern der Lischke wohl die Burgkapelle. Die Kirche in Starkenberg stammte aus dem 15. Jahrhundert. Der Kirchbau in Kremitten begann etwa 1340, und Goldbach baute wohl Ende des 14. Jahrhunderts eine neue Kirche auf den Resten einer zerstörten Wehrkirche. Weitere Kirchen bzw. Kapellen gab es in Alt-Wehlau (1534 eingegangen), die Kapelle St. Georg, westlich der Stadt jenseits der Alle gelegen, die 1427 bestand und 1558 abgebrochen wurde. In Allenburg gab es die Kapelle St. Georg und die auf dem Zwickelberg. Weitere Kapellen standen in Grünlinde, Kortmedien (bis 1601), Pregelswalde und Trimmau. Sie zerfielen im 16. Jahrhundert und gingen ein. Die geistliche Versorgung der Bevölkerung war in der Ordenszeit gut gesichert, mindestens ebenso wie in Altdeutschland.

In einem Punkte unterschied sich das kirchliche Leben im Ordensland aber von dem in den alten deutschen Gauen. Der Orden war eine klösterliche Gemeinschaft und ließ deshalb Klöster anderer Mönchsorden in seinem Staate nur ausnahmsweise zu. Solch eine Ausnahme war das von dem Hochmeister Heinrich Dusemer 1349 gestiftete Kloster der Benediktinerinnen in Königsberg. Zu seiner Ausstattung gehörten 100 Hufen Wald bei Klein-Nuhr, die später den Namen löbenichtsche Hospitalforst trugen, entsprechend der Wesens- und Namensänderung des Klosters nach der Reformation. Das zweite Kloster, das der Hochmeister in demselben Jahre und aus demselben Anlaß — Dank für den Sieg über die Litauer an der Strebe — stiftete, war das Franziskanerkloster in Wehlau. Vollendet wurde der Bau unter Winrich von Kniprode 1351. Er stand auf engem Raum. Als das Kloster im 16. Jahrhundert aufgelöst und der Platz zur Bebauung freigegeben wurde, wurde seine Ausdehnung auf 15 Ruten Länge und 12 Ruten

Breite angegeben, das sind rund 70×55 Meter. Der Klosterplatz erinnerte bis in unsere Tage daran. Mönche der Observanten, einer strengen Richtung der Franziskaner, ließen sich 1477 außerhalb der Stadt vor dem Alletor nieder. Das Kloster mußte aber schon 1520 auf Befehl des Hochmeisters Albrecht abgebrochen werden, weil man im Kriege mit Polen keine Gebäude vor der Stadt duldeten, in denen der Feind sich festsetzen konnte. Die Mönche wurden in das alte Kloster verwiesen. Indem dieses die Regel der strengeren Observanten annehmen mußte, wurden Streitigkeiten zwischen den beiden Franziskanerköstern beseitigt.

Das Kloster hatte keinen Grundbesitz und war nur bescheiden ausgestattet. In einem Inventarverzeichnis vom 13. August 1523 sind aufgeführt: 4 Kelche, 14 Kaseln, 2 Dalmatiken, eine Last und 15 Scheffel Korn, 10 Fischkessel, 4 Grafen (= Grapen, Kessel auf festen Füßen), 4 Roste, 1 Dreifuß, 4 Speckseiten, 15 Schock Flackfisch, 1½ Schock Dörrfisch, 1 Tonne Dorsch, 4 Tröge, 8 Faß Bier, 24 zinnerne Kannen, 4 große Kannen und 515 Bücher. Vielleicht gab es noch ein anderes Kloster im Gebiet des Kreises Wehlau, und zwar in Plibischken. Die einzige Nachricht davon ist, daß die alte Widdem ein umgebautes Kloster mit vier Ecktürmen gewesen sei. Das Haus brannte zwischen 1647 und 1686 ab.

Wie im ganzen Ordenslande, so waren auch in Wehlau die Altäre verschiedenen Heiligen geweiht, dem Evangelisten Johannes, dem corpus Christi, Unserer lieben Frauen und St. Nicolaus. Die Kirche selbst war dem Heiligen Jacobus geweiht. Von den ehemals zahlreichen Heiligenbildern war das des Heiligen Georg in der Kirche von Kremitten erhalten geblieben, ein eindrucksvolles Bild des Heiligen zu Pferde aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts.

Die Reformation wurde im Kreise Wehlau gleichzeitig mit der in ganz Preußen durchgeführt, ohne gewaltsamen Umsturz. In Allenburg wurde z. B. der letzte katholische Pfarrer erst 1529 abgesetzt. Daß es schwer war, für alle Kirchen geeignete Pfarrer zu finden, ersieht man daraus, daß die Gemeinde Goldbach das Recht erhielt, sich mit ihren kirchlichen Anliegen an den Pfarrer in Tapiau zu wenden, da sie keinen „gelehrten“ Pfarrer habe. Gleichzeitig suchte man in Tapiau einen Glöckner zum Katechismusunterricht für die Litauer.

Die am 30. Mai 1567 von einer Generalsynode angenommene neue Glaubensordnung „Repetitio corporis doctrinae“ trägt u. a. die Unterschriften von Theobald Axt aus Wehlau, Johannes Sperber aus Allenburg und Johannes Forster aus Tapiau. Sie bildet zusammen mit der Kirchenordnung von 1568 den Abschluß der Reformation in Preußen. In der Folgezeit entstanden auf den Emporen, die in die Kirchen eingebaut wurden, die Stände der Zünfte, in Wehlau der der Tuchmacher 1581, der Schmiede 1617, der Schneider 1620. Ein anderes Zeichen der inwendigen Annahme des evangelischen Glaubens war die große Zahl von Stiftungen. So erhielt die Wehlauer Kirche 1633 eine Kanne für den Abendmahlswein, 1688 eine Hostiendose mit Gravierungen aus der heiligen Geschichte, 1647 und 1696 wuchtige Leuchter. Der gewaltige Altaraufsatz, der schönste Schmuck der Kirche, wurde 1633 gestiftet, die Kanzel 1715. Ähnliches wäre von den anderen Kirchen des Kreises zu berichten.

Trotz dieser Beweise von Frömmigkeit fehlte es an Klagen über allerlei Laster in den Visitationsberichten nicht. Unglücksfälle infolge von Trunkenheit kamen vor. Auch das Heidentum war noch nicht völlig ausgerottet. Insbesondere die Hirten kannten noch heidnische Vorstellungen und Bräuche. „Man soll auf sie achtgeben“, mahnt ein Visitationsbericht aus Allenburg.

Eine bedeutsame Aufgabe erwuchs der Kirche in dem Konfirmandenunterricht, der in Ostpreußen 1718 eingeführt wurde. Er dauerte ein Jahr und endete mit der Einsegnung im September. Erst später wurde sie auf das Ende der Passionszeit verlegt. Die Erfolge dieses Unterrichts sind unbestreitbar, aber auch hier hatten Visitationsberichte gelegentlich etwas zu rügen, so 1734 einen Pfarrer in Tapiau wegen seines „elenden Catechisierens und Predigens“. Der Wehlauer Erzpriester — erst 1808 wurde dafür der Titel Superintendent eingeführt — Görzitz (im Amt von 1705 bis zu seinem Tode 1752) zögerte die Einsegnung mancher Konfirmanden aus unbekanntem Gründen hinaus, was für die Betroffenen insofern unangenehm war, als keiner ein Handwerk erlernen konnte, der nicht eingesegnet war. Als der Bürgermeister erklärte, in dieser Sache nichts tun zu können, verfaßte der sechzehnjährige Kaufmannssohn Gottfried Lange im Namen aller Konfirmanden eine Petition, die die achtzehnjährige Dienstmagd Christina Jurgell dem Konprinzen, dem späteren König Friedrich II., im Heerlager, d. h. im Manövergelände, bei Petersdorf überreichte. Es erfolgte gründliche Abhilfe.

Die großen zeitgeschichtlichen Bewegungen wirkten bis in die ostpreußischen Gemeinden hinein. Äußerungen pietistischen Gefühlslebens kann man z. B. in den Kirchenbucheintragungen der Gemeinde Allenburg reichlich nachweisen. Es folgte die nüchterne Weise der Aufklärung des 18. Jahrhunderts. Neues kirchliches Leben entstand in den schweren Jahren der Franzosenzeit und der Begeisterung für Freiheit und Vaterland in den Befreiungskriegen. Ergebnisse dieser Neubelebung waren die Agende und die Union. Es hat nicht an Widerspruch gegen diese beiden vom preußischen König als Landesbischof ausgegangenen Maßnahmen gefehlt, gerade auch im Kreise Wehlau. Der Pfarrer von Schäwen in Allenburg rief gemeinsam mit dem Pfarrer Gallandi in Paterswalde zur Gründung einer Abwehrvereinigung auf, des evangelisch-lutherischen Kirchenvereins. Die Folgezeit zeigte aber, daß die Union, der organisatorische Zusammenschluß der lutherischen und der reformierten Kirche, der Sache des Evangeliums dienlich war, besonders in der Zeit des Kirchenkampfes nach 1933.

Die letzten hundert Jahre waren für die evangelische Kirche das Zeitalter der Inneren Mission und der Jugendpflege. Im Kreise Wehlau zeigte sich das insbesondere durch die Gründung der evangelischen Erziehungsanstalt Altwalde 1903 durch den Pfarrer Schwanbeck und durch die Berufung des Pfarrers Stuhmann in die Leitung des Westdeutschen Jünglingsbundes. Stuhmann entstammte einer Wehlauer Handwerkerfamilie, war in seiner Vaterstadt einige Jahre zweiter Pfarrer gewesen und hatte ein für das kirchliche Leben bedeutsames Jünglingsheim geschaffen, das erste Jugendheim in Ostpreußen. Es sei auch erwähnt, daß 1902 ein neues Kirchspiel in Groß-Schirrau im Norden des Kreises geschaffen wurde.

Im Kreise Wehlau gab es nur wenige Andersgläubige. Beispielsweise hatte die Stadt Wehlau 1846 unter ihren 3584 Einwohnern nur 30 Katholiken, zwei Mennoniten und 53 Juden. Erst um die Jahrhundertwende stieg die Zahl der Katholiken an, besonders in den Monaten der Ernte, weil die großen Güter viele polnische Saisonarbeiter brauchten. Deshalb wurde eine katholische Kirche am Südrand Wehlaus errichtet, die von Tapiau aus bedient wurde. Tapiau besaß schon längere Zeit eine katholische Pfarrei und Kirche. Die jüdische Gemeinde richtete sich in Wehlau einen bescheidenen Betraum in einem Privathause ein. Unter den Freikirchen und Sekten waren in letzter Zeit die Baptisten die bedeutendste, doch war sie zahlenmäßig klein. Mehr von sich reden machten weltanschauliche Gruppen, die Kommunisten und der „Bund der Guten“.

Die kirchlichen Ereignisse des 20. Jahrhunderts, besonders die Reform des Gesangbuches und die Verlängerung des Konfirmandenunterrichts um ein Jahr (1928), betrafen den Kreis Wehlau wie die ganze Landeskirche. In Wehlau wurden gut besuchte Singabende eingerichtet, auf denen die neuen Lieder und Weisen eingeübt wurden. In der Zeit der Not, des Kirchenkampfes und der Vertreibung waren Bibel und Gesangbuch die starken Hilfen, daß die Gläubigen weder dem Nationalsozialismus noch dem Bolschewismus verfielen.

Buchbesprechungen

Historisch-geographischer Atlas des Preußenlandes. Hrsg. von Hans Mortensen †, Gertrud Mortensen und Reinhard Wenskus. Lieferung 1. Franz Steiner Verlag GmbH, Wiesbaden 1968. 112,— DM.

Vor mehr als 100 Jahren, im Jahre 1858, erschien als Beilage zu der heute noch unentbehrlichen „Historisch-comparativen Geographie von Preußen“ von Max Toeppen ein Atlas, der in fünf Blättern erstmalig die historische Entwicklung des Preußenlandes kartographisch darstellte. Die nächste Etappe sollte das von Erich Keyser vor dem Zweiten Weltkrieg begonnene Atlaswerk über Ost- und Westpreußen bilden, das jedoch infolge der Katastrophe von 1945 über den von Engel und La Baume bearbeiteten ersten Teil, der die Kulturen und Völker der Frühzeit umfaßte, nicht hinauskam. 1954 legte dann Keyser im Rahmen des vom Göttinger Arbeitskreis herausgegebenen Kartenwerkes „Staats- und Verwaltungsgrenzen in Ostmitteleuropa“ auch eine 10 Karten umfassende Mappe vor, die einen kartographischen Längsschnitt durch die staatliche und administrative Geschichte Preußens von 1230 bis 1945 bot. Die Kleinheit des Maßstabes (1 : 6 500 000) bedingte jedoch den völligen Verzicht auf Detailangaben, und so war es wieder Erich Keyser, der 1962 an Hans und Gertrud Mortensen mit dem Vorschlag herantrat, in einem weit ausgreifenden Kartenwerk einen „Historisch-geographischen Atlas des Preußenlandes“ in Angriff zu nehmen. Von diesem Atlas, bei dessen Bearbeitung Reinhard Wenskus 1964 an die Stelle des plötzlich verstorbenen Hans Mortensen getreten war, liegen nun die ersten vier Lieferungen vor, die ihr Material aus der Ordenszeit nehmen. Schon jetzt kann man feststellen, daß es zumindest auf deutschem Boden kaum ein diesem ebenbürtiges Kartenwerk geben dürfte. Die Größe des Maßstabes (1 : 300 000) ermöglichte jetzt eine Ausarbeitung im Detail, die besonders deutlich zutage tritt, wenn man etwa die entsprechenden Karten bei Toeppen und Keyser mit der Karte der „Verwaltung des Ordens-

staates Preußen um 1400“ vergleicht. Welche Unsumme von Arbeit gerade in dieser Karte steckt, welche vielfältige Überlegungen dazu angestellt werden mußten, kann nur der ermessen, der das Entstehen dieser Karte mit verfolgen konnte. Auf der ganzen Welt einmalig dürfte die Karte sein, die die „Postwege des Deutschen Ordens“ in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts darstellt. Für sie wurden die postalischen Vermerke über Eingang und Ausgang in den durchlaufenen Orten auf ca. 1500 Briefen des Ordensarchivs ausgewertet. Einen neuartigen, hervorragend gelungenen Versuch, die landsmannschaftlichen Verhältnisse im Ordensstaat Preußen kartographisch anschaulich zu machen, bildet das Blatt „Die Gebietiger des Deutschen Ordens in Preußen nach ihrer Herkunft“, das zugleich auch die Burgentypen des Preußenlandes in Grundrissen und Bildern enthält. Die vierte Karte endlich ist die Grundkarte nach dem Stand von vor 1920 im Dreifarbendruck. Umfangreiche, aber trotzdem leicht zu lesende und sehr instruktive Kartenlegenden und ausführliche Erläuterungshefte zu jeder Karte beantworten nahezu jede Frage, die der Kartenbenutzer noch stellen könnte — alles in allem eine Leistung, die kaum ihresgleichen finden dürfte. Die nächste Lieferung, die die Zeit um 1780 kartographisch erfassen soll, liegt bereits druckfertig vor, und es bleibt nur zu hoffen, daß das großartige Kartenwerk auch in der weiteren Zukunft fortgesetzt wird.

Hans Koeppen

Philippe Dollinger, *Die Hanse*. Stuttgart 1966. 593 Seiten, 6 Kt. (Kröners Taschenausgabe Bd. 371). DM 22,—.

Das ausgezeichnete, zunächst im Jahre 1964 in französischer Sprache erschienene Buch des Straßburger Historikers liegt nun auch in einer handlichen Taschenausgabe in deutscher Übersetzung vor, die durch den Hansischen Geschichtsverein veranlaßt und in Zusammenarbeit mit ihm ergänzt und verbessert worden ist. Der Schwerpunkt der Darstellung liegt nicht so sehr auf der in den einschlägigen älteren Werken bisher bevorzugten politischen Geschichte der Hanse, als vielmehr auf der Darstellung ihrer Organisation und deren Erscheinungsformen, in starkem Maße aber auch auf der Wirtschaftsgeschichte, die ja schon seit langem in Frankreich besonders gepflegt worden ist. Leider beruhen jedoch die Angaben über den Deutschen Orden, der als Mitglied der Hanse in vielerlei Hinsicht eine Sonderstellung einnahm, fast durchweg auf der älteren, längst überholten Literatur, und so werden denn noch eine ganze Reihe von der modernen Forschung in zahlreichen Untersuchungen berichteter „alter Zöpfe“ mitgeschleppt. Die Liven und Letten waren keine Slawen (S. 46), sondern gehörten zur baltischen Völkergruppe, wie auch die Preußen (besser „Prußen“) kein „Zweig der Litauer“ waren (S. 53), sondern ein völlig selbständiges Volk innerhalb der genannten Gruppe darstellten. Daß sich die Eroberung des preußischen Gebietes durch den Deutschen Orden „gewalttätiger als irgendwo sonst“ vollzogen habe (S. 54), trifft ebensowenig zu wie die Angabe, daß die Einwohner zum größten Teile getötet oder verschleppt worden seien (ebd.), ein leider auch sonst noch heute mehrfach gedankenlos nachgesprochenes Fehlurteil, das sich aus den Quellen leicht widerlegen läßt (vgl. dazu auch „Preußenland“ Jhg. 6, 1968 Sonderheft). Daß der Orden die Hanse „häufig“ in für sie nachteilige Unternehmungen hineingezogen habe (S. 123f), wird man in dieser krassen Form auch nicht sagen können. War der Erfolg der preußischen Städte im dreizehnjährigen Krieg wirklich ein Glück für den Städtebund (S. 154)? Hat nicht vielmehr die sich daraus entwickelnde Katastrophe des Deutschen Ordens von 1466 den Niedergang der Hanse beschleunigt?

Ausgezeichnet ausgewählt sind die im Anhang wiedergegebenen Quellen und Statistiken (S. 487—557), die, soweit erforderlich, ins Hochdeutsche übersetzt worden sind. Eine Zeittafel, eine Liste der Hansestädte, eine kapitelweise zusammengestellte

bibliographische Übersicht, ein Namensregister und sechs Karten runden das flüssig und überaus anregend geschriebene Buch ab.

Hans Koeppen

Dolezel, Stephan, *Das preußisch-polnische Lehnverhältnis unter Herzog Albrecht von Preußen (1525—1568)*. Grote-Verlag, Köln und Berlin 1967, 260 S., 7 Taf.

Nicht weniger als 130 Jahre sind es her, seit sich ein deutscher Historiker, August Witt, mit der für die preußisch-polnischen Beziehungen so wichtigen Thematik beschäftigte, welche Entwicklung das auf dem Krakauer Lehen von 1525 beruhende Verhältnis zwischen dem Herzoge in Preußen und der Krone Polen genommen habe. 1930, nahezu hundert Jahre nach Witt, setzte sich der polnische Rechtshistoriker Adam Vetulani mit dem gleichen Gegenstand eingehend auseinander und vertiefte die Erkenntnis in wichtigen Bereichen. Untersuchungen auf einzelnen Gebieten des großen und vielfältig verästelten Komplexes hatten das unterstützt. Seitdem ist in fast vier Jahrzehnten die Erforschung des Säkulums Albrechts und beider Jagiellonen Sigismund in vielfältiger Hinsicht weiter vorangekommen. Die dem speziellen Thema gewidmete, auf den umfangreichen Beständen des Staatsarchivs Königsberg basierende moderne Forschungsarbeit war dadurch nicht zu ersetzen und mußte bisher leider vermisst werden. Jetzt liegt sie aus der Feder von Stephan Dolezel vor.

Zwar bedauert der Autor, daß er die Archive in Warschau, Wien und Merseburg nicht habe persönlich durchforschen können. Aber durch sehr gründliche Nutzung aller relevanten Königsberger Materialien (in den Abtn. Pergamenturkunden, Herzogliches Briefarchiv, Ostpreußische Folianten, Etats-Ministerium) und Heranziehung aller gedruckten Quellen wie auch von Mikrofilmen aus dem Zentralarchiv der Alten Akten in Warschau wird das äußerlich bedingte Manko nicht unerheblich eingeschränkt. Die bewegenden Interessen und Motive in der Politik der Krone gegenüber dem Herzogtum sind, soweit bisher nicht erhellt, wahrscheinlich nur aus einer umfassenden Würdigung aller im Regierungszentrum des Jagiellonenreiches wirksamen Faktoren zu erschließen. Auch hinsichtlich dieser Sphäre hat Dolezel in der Tat „auf der Suche nach dem jeweils zureichenden Grund für die offiziellen Entscheidungen . . . die religiösen, dynastischen und persönlichen Momente möglichst eingehend berücksichtigt“. Ein Beispiel, dem andere an die Seite gestellt werden könnten, ist die Biographie über Königin Bona von W. Pocięcha. Seine Fragestellung ist also nicht einseitig an der Interessenlage des preußischen Herzogs orientiert, so sehr sie hier ihren bedeutsamsten Schwerpunkt besitzt.

Die in alle rechtlichen Einzelbereiche dringende Analyse, mit der Dolezel in einem ersten größeren Kapitel dem Lehninhalt des Krakauer Friedens auf den Grund zu kommen sucht, zahlt sich gleichsam in allen weiteren Kapiteln der stofflich umfangreichen, sprachlich aber gestrafften Untersuchung aus. Sie ist wegen des zentralen verfassungspolitischen Orts des Lehens auch für alle anderen Gebiete der Erforschung des Albrecht-Zeitalters in ihrem Wert nicht zu unterschätzen. So vielgestalt sich diese Epoche altpreußischer Geschichte darbietet, ihre Abhängigkeit von den Bedingungen, die mit dem Lehen von Krakau gesetzt wurden, ist nirgendwo zu übersehen. In der Perspektive historisch wirksamer Kräfte und Entscheidungssituationen entfaltet der Autor gleichermaßen juristisches wie politisches Verständnis. Diese von der Sache notwendig geforderte, aber keineswegs selbstverständlich vorauszusetzende Fähigkeit bewährt er in den folgenden Kapiteln. Darin handelt Dolezel von dem Schutz des Lehens, dem preußisch-polnischen Rechtsstreit und dem polnischen Eingriff in Preußen 1566—1568 mit stets gleicher Akribie und abwägendem Urteil. Davon legen die umfangreichen Anmerkungen ebenso wie der Darstellungsteil Beweis ab.

Das dynamische Geflecht von Wirkungen und Gegenwirkungen, das mit Albrechts Entscheidung von 1525 zustande kam und jahrzehntelang Denken und Trachten der herzoglichen Politik in Anspruch nahm, wird insbesondere im Zusammenhang mit den Folgen der auf dem Reichstag von Augsburg 1530 erfolgten kaiserlichen Belehnung des Deutschmeisters mit dem Hochmeistertum in Preußen vom Autor transparent gemacht. Es ist ihm zuzustimmen, wenn er den Niederschlag seines Vorgehens im Unterschied zu dem von juristisch-statistischer Betrachtungsweise bestimmten *Vetulanis* in der Berücksichtigung derjenigen Bereiche erblickt, in denen sich die wechselnden politischen Konstellationen und Interessenimpulse besonders deutlich widerspiegelten. Das war — auf dem Hintergrund wechselvoller Beziehungen zwischen Habsburg und der Krone Polen — im Kampf um die Beseitigung der sowohl gegen Landesherr wie gegen Landstände ausgesprochenen Reichsacht ebenso der Fall wie in der ökonomisch eminent wichtigen Auseinandersetzung zwischen Lehnsmann und Lehnsherrn um Münzrecht und Währungspolitik. Im Blickwinkel dieser beiden politischen Ebenen wird übrigens deutlich, wie begrenzt der Wert so verdienstvoller Arbeiten wie der von Karge und Schwinkowski — über Albrechts Verhältnis zum Deutschen Orden und das Geldwesen im Preußen dieser Zeit — für sich genommen ist, und wie sie im größeren Rahmen der übergreifenden lehnspolitischen Fragestellung an Wert gewinnen. Gewiß ist es für Dolezels Untersuchung auch hilfreich, daß sie sich auf eine Reihe von Arbeiten mit Bezügen zur Lehnsproblematik, die seit *Vetulanis* Werk erschienen sind, stützen kann, namentlich auf die Albrecht-Biographie von W. Hubatsch. Die Mühe spezieller Quellenrecherchen und gedanklicher Koordination nach Maßgabe der Fragestellung, gesichertem oder wenig sicherem Quellenbefund, des Erspürens von Zusammenhängen usf. blieb dem Autor gleichwohl nicht erspart. Unter welchen Gesichtspunkten auch immer Leser oder Forscher zuverlässige Auskunft suchen: ob über die schmalkaldische Krise in ihrer Wirkung auf die Beziehungen zwischen Königsberg und Krakau, ob zum Streitgebiet von „Elektron und Session“ in der Regierungszeit Sigismund Augusts, ob zu „Appellation und freiem Geleit“ anlässlich der Affäre um den ehemaligen Söldnerführer Paul Fasolt, — es ist für sie immer lohnend, unter den einschlägigen Titeln bei Dolezel nachzusehen. Die Sorgfalt und intellektuelle Distanz, mit denen er das größere Gegenstandsgebiet durchgängig behandelt, kommt fraglos dem kleineren, aber in der Literatur wohl umstrittensten Bereich besonders zugute: der Beurteilung von Maßnahmen der Krone Polen, die im Eingreifen königlicher Kommissionen in die inneren Verhältnisse des Herzogtums während der Jahre 1566 und 1567 gipfelten. Sicherlich ist es gestattet, die Sachlichkeit zu loben, die der Autor gegenüber polnischen Publikationen auf diesem Felde — von A. Pawinski bis J. Mattek — übt.

Zustimmend darf gerade an dieser Stelle seine Auffassung wiedergegeben werden, welche vermeidet, die Ergebnisse der bei aller Komplexheit des Gegenstandes doch speziellen Untersuchung ausschließlich in der Perspektive spannungsvoller Kämpfe zu erblicken. „Das preußisch-polnische Verhältnis während der Regierungszeit Herzog Albrechts erschöpfte sich keineswegs in den geschilderten Auseinandersetzungen. Auf kulturellem, religiösem und wirtschaftlichem Gebiet entwickelte sich in vielfältiger Weise eine gutnachbarliche Zusammenarbeit, deren Auswirkungen auf Grund der hier gegebenen Fragestellung nicht näher berücksichtigt werden konnten. Sie aus der Fülle der vorhandenen Archivalien darzustellen, wäre eine dankenswerte Aufgabe für eine objektive deutsch-polnische Geschichtsschreibung.“

Wahrscheinlich wird Dolezels Werk noch manches Mal als ein solches bezeichnet werden, das eine spürbare Forschungslücke geschlossen habe. Soweit in der histo-

rischen Forschung überhaupt Lückenlosigkeit erreichbar und nicht vielmehr das Entdecken mehr oder weniger großer Lücken ihr spezifischer Beruf ist, wäre dieses Urteil richtig. Wichtiger erscheint dem Rez. jedoch die Feststellung, daß der Forschung auf einem Spezialgebiet, in das sich angesichts preußisch-polnischer Konflikte verfälschende Emotionen einschleichen könnten, aus Sachverstand ein vortreffliches Buch erwachsen ist.

Helmut Freiwald

Peter Letkemann, *Die preußische Verwaltung des Regierungsbezirkes Danzig 1815 bis 1870*. Marburg (Lahn) 1967. XII, 410 S. 8° 1 Faltkarte. (Wissenschaftliche Beiträge zur Geschichte und Landeskunde Ost-Mitteleuropas Nr. 80). 22,— DM.

Die Untersuchung Letkemanns gehört wie die von Irene Berger und Johann-Ludwig Dortans zu den Versuchen, die im Geheimen Staatsarchiv der Stiftung Preussischer Kulturbesitz liegenden Akten der westpreussischen Provinzialverwaltung historisch auszuwerten. Der Verfasser geht zunächst auf die Organisation der Verwaltung seit der Besitznahme Danzigs in den Befreiungskriegen ein. Er behandelt dabei kurz die Verwaltungsgeschichte Westpreußens seit 1772 und die Reformen seit 1808. Ein weiterer Abschnitt trägt wichtiges Material zu den Biographien der Regierungspräsidenten von 1819 bis in die siebziger Jahre zusammen, von denen einige nun wenigstens noch im Nachtragsband der Altpreussischen Biographie berücksichtigt werden sollten. Ein weiterer Abschnitt behandelt die Unterbehörden, insbesondere die Tätigkeit der Landräte. Hier wäre eine Distanzierung von der zitierten Auffassung Franz Gelpkes notwendig gewesen, der die Konservierung des Landratsamts über die Reformzeit hinweg als Zeichen dafür wertet, „wie es sich bewährt und als unentbehrlich erwiesen hatte“ (S. 92). Die Ansicht von der Bewährung und Unentbehrlichkeit war im 19. Jahrhundert eine gesellschaftspolitische Position, die der Kennzeichnung bedarf.

In einem umfangreichen Schlußabschnitt referiert Letkemann „Aufgaben und Probleme der Verwaltung“. Umfang- und detailreiche Abschnitte widmen sich der Zusammensetzung der Bevölkerung, der öffentlichen Sicherheit, der Medizinal- und Wohlfahrtspflege, Wirtschaft, Handel und Steuern, den Domänen, Kirchen und Schulen. Weiteres folgt über Landwirtschaft und Gemeinheitsteilungen, die Fischerei, das Militär, die Revolution von 1848 und die Aktivität des polnischen Bevölkerungsteils. Anhänge verzeichnen die Regierungsmitglieder von 1816 bis 1870 und die Landräte bis in die siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts.

Das Buch bringt also vieles, darunter gerade auch statistisches Material, ist aber trotzdem in seiner Anlage sehr problematisch. Die Darstellung spiegelt die Verwaltungstätigkeit in ihrer Totalität, ihr fehlt aber eigentlich die wissenschaftlich-historische Fragestellung. Die Grenze der Untersuchung ist zumeist die Begrenzung der Aktenüberlieferung — das aber reicht nicht aus, um Ansatz und Endziel einer historischen Forschungsarbeit zu bestimmen. Man muß sich sehr fragen, ob Erörterungen wie die über Regulierungen und Gemeinheitsteilungen oder über die polnische Aktivität nicht in den Rahmen einer übergreifenden Spezialuntersuchung gehört hätten. Denn nur eine solche kann der Wichtigkeit der Probleme wirklich gerecht werden.

Die Begrenzung der Untersuchung Letkemanns gestaltet sich auch dadurch ziemlich unsicher, daß die westpreussische Aktenüberlieferung im Geheimen Staatsarchiv recht zufällig ist. Der Verfasser weist selbst auf die großen Lücken hin, die in der Basis seiner Quellen klaffen; denn wichtige Akten aus der Tätigkeit der Regierung Danzig — etwa der Kirchen- und Schulverwaltung und der Verwaltung der Städte Danzig, Elbing und Marienburg — befinden sich nicht in Berlin, sondern im Staatlichen Wojewodschaftsarchiv Danzig. Letkemann standen leider die seit kurzem im

Staatlichen Archivlager Göttingen befindlichen Filme der Findbücher des ehemaligen Reichsarchivs Danzig noch nicht zur Verfügung, die ihm wenigstens eine Vorstellung von den im Wojewodschaftsarchiv Danzig zu vermutenden Akten ermöglicht hätten. Ergänzendes Material enthalten natürlich die Akten der preußischen Zentralverwaltung, von denen solche des Innen- und des Staatsministeriums benutzt wurden. Wenn Letkemann dann aber schreibt, „beide Ablagerungen befinden sich im Preußischen Staatsarchiv Berlin“ (S. 2), so muß das den Leser irreführen. Hier hätte klar gesagt werden müssen, daß der Verfasser eben nur die jetzt in Berlin befindlichen, im Falle des Innenministeriums sogar ganz geringfügigen, Akten benutzte, dagegen die des Deutschen Zentralarchivs Historische Abteilung II Merseburg nicht herangezogen hat. Damit, vor allem durch die Nichtauswertung der Akten des Innenministeriums, entging Letkemann eine ganz wesentliche Möglichkeit, Lücken in seiner Materialsammlung zu schließen. Mit den internen Stellungnahmen der Zentralverwaltung, ihren Memoranden und Voten, hätte sich wahrscheinlich auch die wichtige Frage nach der Einstellung der Zentrale zu den Problemen der Regierung Danzig genauer beantworten lassen.

Das Buch Letkemanns bietet trotz dieser Einwände eine nützliche Information über Aufbau, Personal und Tendenzen der preußischen Verwaltung im Regierungsbezirk Danzig. Es ist ein brauchbares Hilfsmittel zur Erschließung der Verwaltungsakten des Regierungsbezirks im Geheimen Staatsarchiv Berlin von 1815 bis 1870. Der klare Text und ein Personenindex machen die Darstellung leicht zugänglich.

Herbert Obenaus

Joseph Müller-Blattau, *Geschichte der Musik in Ost- und Westpreußen*. 2. ergänzte Aufl., 180 Seiten, 15 Abb., Mösel-Verlag, Wolfenbüttel-Zürich 1968. Engl. brosch. 12,- DM.

Die „Geschichte der Musik in Ost- und Westpreußen“ von Joseph Müller-Blattau, dem früheren Musikwissenschaftler der Königsberger Albertus-Universität, 1931 als Sonderdruck aus dem Sammelwerk „Deutsche Staatenbildung und deutsche Kultur im Preußenlande“ in Königsberg erschienen, ist nunmehr als zum Teil photomechanischer Nachdruck in zweiter Auflage mit einer Weiterführung der Entwicklung bis 1945 und Ergänzungen und Berichtigungen nach dem neuesten Stand der Musikforschung wieder allgemein zugänglich. Sehr zu begrüßen ist dabei die seinerzeit vom Verfasser vorgenommene Einordnung der ost- und westpreußischen Musikgeschichte in den Gesamtzusammenhang der deutschen Musikgeschichte und damit der allgemeinen deutschen Geistes- und Kulturgeschichte.

Durch die Jahrhunderte seit dem Mittelalter und dem Wirken des Deutschen Ordens bis zur Gegenwart können wir in lebendiger Darstellung verfolgen, wie in steter Wechselwirkung bedeutende Musiker aus dem übrigen Deutschland nach Ost- und Westpreußen kamen, um dort tätig zu sein, und andere nicht minder bedeutende von dort ihren Lauf begannen und befruchtend und anregend auf die übrige deutsche Musikentwicklung gewirkt haben. Namen wie Eccard, Stobäus, Christoph Bernhard, Heinrich Albert, Sebastiani, Joh. Fr. Reichardt, E. Th. A. Hoffmann, Heinrich Dorn, Richard Wagner, Nicolai, Jensen, Götz, Ehlert, Köhler, Tiessen, Georg Schumann und Scherchen legen davon Zeugnis ab. Des Mohrungers Johann Gottfried Herder geistige Bedeutung für die deutsche Musikgeschichte wird besonders gewürdigt, wie der Verfasser überhaupt jeweils die literarisch-geistigen Querverbindungen und Grundlagen vor allem der älteren Musik berücksichtigt.

Darüber hinaus gibt das Werk umfassenden Einblick in das zu allen Zeiten bis in die kleinen Städte neben Königsberg und Danzig blühende Musikleben dieses

ostdeutschen Raumes bis zur Gegenwart unter Einbeziehung aller dortigen Gegebenheiten der Kirchen- und Schulmusik, der Musikwissenschaft, des Chor- und Konzertwesens, des musikalischen Theaters und auch des Volksliedes. Besonders aufgeschlossenen erscheint dabei Ost- und Westpreußen allem Neuen in der Musik: z. B. Mozarts Opern werden in Königsberg ebenso früh („Entführung“ 1788, „Zauberflöte“ 1794) aufgeführt wie Bachs „Matthäuspassion“ (1832) nach deren Berliner Wiederaufführung von 1829, nicht zu vergessen neben Wagners Werken (u. a. „Tannhäuser“ 1853) jene denkwürdige, erfolgreiche deutsche Erstaufführung von Bizets „Carmen“ in Königsberg 1879 und in unserer Zeit bis 1933 die Werke von Reger, Pfitzner, Hindemith, Strawinsky, Schönberg, Alban Berg.

Ferner erfahren wir von dem dort vom Wirken der vielen tüchtigen Kirchenkapellmeister, Kantoren und Organisten von der Reformation bis zum 18. Jahrhundert herrührenden vorhanden gewesenen ungeheuren Reichtum an musikalischem Kulturgut.

15 wertvolle Abbildungen auf Kunstdrucktafeln, ein Personenverzeichnis und über 50 Seiten Musikbeispiele, deren Originale meistens heute als verloren zu gelten haben, bereichern wesentlich dieses von ostdeutscher Musikkultur zeugende Werk, das nunmehr nicht nur ein Buch der Geschichte, sondern zugleich auch der Erinnerung geworden ist.

Werner Schwarz

Heide Wunder, *Siedlungs- und Bevölkerungsgeschichte der Komturei Christburg (13.–16. Jahrhundert)*. Marburger Ostforschungen Bd. 28. O. Harrassowitz, Wiesbaden 1968, XII + 282 S. 4. Karten.

Die Komturei Christburg war siedlungs- und bevölkerungsgeschichtlich bisher nicht unerforscht. A. Semrau hatte in einer fortlaufenden Reihe von Untersuchungen (in Mitt. d. Copernicus-Vereins 38–42. 1930–36) namentlich das urkundliche Material aufgearbeitet; von C. Krollmann besitzen wir einen längeren Aufsatz: Zur Besiedlungsgeschichte und Nationalitätenmischung in den Komtureien Christburg, Osterode und Elbing (Zs. d. westpr. Gesch.-vereins 64. 1923). Doch geht das Buch von W. sowohl in Intensität und Breite der Untersuchung wie in der Methode der Quellauswertung weit über diese Arbeiten hinaus. Während Semraus Darstellung schlicht von Ort zu Ort und von Urkunde zu Urkunde fortschreitet, ist das Bestreben bei W. ganz darauf gerichtet, zu vergleichbaren Angaben, möglichst zu statistisch auswertbarem Material zu gelangen. Neben die Urkunden treten vor allem Quellen, die Überblicke ermöglichen. Besonders das Pfennigschuldbuch der Komturei von 1404 (OF 161 des ehem. StA. Königsberg) erweist sich in der Auswertung von W. als wertvolle Unterlage.

Eine Grundgegebenheit der ordenszeitlichen Besiedlung Ostpreußens ist das Nebeneinander preußischer und deutscher Siedlungen. In den 30er Jahren hat namentlich das umfassende Werk von Kasiske (Die Siedlungstätigkeit des DO. im östl. Preußen. 1934) den Blick einseitig auf die deutsche Siedlung gelenkt. Ähnlich wie schon zu Ende der 30er Jahre das Buch von H. und G. Mortensen (Die Besiedlung des nordöstl. Ostpr. 2 Bde. 1937–38) versucht W. für ihr Teilgebiet die ganze Siedlung zu erfassen. Während die deutschen Bauerndörfer und die Dienstgüter zum größeren Teil aus den Urkunden bekannt sind, kann W. den Umfang der preußischen dörflichen Siedlung um 1400 vor allem aus dem Pfennigschuldbuch erschließen. Es entsteht ein recht präzises Bild, das nur wenig hinter dem zurücksteht, das sich für das quellenmäßig am besten belegte Samland gewinnen ließe. Um 1400 hielt sich deutsches und preußisches Siedlungsgebiet etwa die Waage, ebenso die Bevölkerungszahl. Ein

größerer Abschnitt ist der Rekonstruktion des ursprünglichen preußischen Siedlungsgebietes gewidmet. Hier können allerdings nur grobe Umrisszeichnungen gewonnen werden. Über ursprüngliche Siedlungsformen etwa sagt die Arbeit nichts aus. Vielleicht hätte an einigen Stellen die Möglichkeit von Siedlungszusammenlegungen beachtet werden können, wie sie vom Samland her bekannt sind. Wichtiges Ergebnis dieser Rekonstruktion ist der Nachweis, daß auch die Prußen in der Ordenszeit ihr Siedlungsgebiet und somit wohl auch ihre Bevölkerungszahl erweitern konnten. Gegen Kasiske macht W. wahrscheinlich, daß sich die deutsche Siedlung im Christburger Gebiet zum größten Teil neben der preußischen auf Waldland vollzog.

Sehr wertvoll ist ein Bereich der Untersuchung, der nicht im Titel erscheint: Das Buch behandelt ausführlich die ländliche Verfassung, überhaupt die gesamten ländlichen Verhältnisse der Komturei. Bisher gibt es keine auch nur vergleichsweise intensive Darstellung dieser Dinge für ein anderes altbesiedeltes Teilgebiet des Ordenslandes. Der umfassende Versuch von H. Patze über die deutschen Dörfer des Ordensgebietes (in Vorträge und Forschungen 8. 1964) erfährt daraus vielfache Korrekturen, die zeigen, wie ungenügend die bisherigen Kenntnisse mangels Einzeluntersuchungen sind. Auch bei W. selbst wird spürbar, wie sehr hier auf Neuland gearbeitet wird. Immer wieder fehlen Vergleichsmöglichkeiten, so daß Besonderheiten des Christburger Gebietes nur teilweise herausgestellt werden können. Nach dem Vorliegen dieser eingehenden Bearbeitung für ein Teilgebiet wird man aber sehr viel leichter Ergänzungen für das ganze Ordensland machen können. Das Verhältnis von Stadt und Land, etwa mit seinen Übergängen im Bereich der deutschen Dörfer, kann man auch in den Urkunden anderer Teilgebiete (etwa der Danziger Höhe) wiedererkennen. Typisch dürften auch die Unterschiede in der sozialen Gliederung deutscher und preußischer Dörfer sein. Begrenzt sind die Aussagen über die Dienstgüter. Hier können andere Gebiete wohl breiteres und deutlicheres Material liefern. Das oft geleugnete Eindringen von Prußen in deutsche Dörfer seit der zweiten Hälfte des 14. Jhs., auf das manche Urkundenformeln hinweisen, kann W. mit Hilfe des Pfennigschuldbuches sicher belegen.

Deutlich arbeitet W. die Entwicklung der Bevölkerung des Gebietes heraus. Die um 1400 noch zu etwa gleichen Teilen aus Prußen und Deutschen bestehende Bevölkerung erlitt durch die Kriege des 15. Jhs. Verluste, die um 1600 noch nicht wieder ausgeglichen waren. (Aufgefüllt wurden diese Bevölkerungslücken vor allem nach 1466 durch Polen, die im 16. Jahrh. einen sehr starken Teil der Bevölkerung ausmachten, jedoch in der Folgezeit im Bereich der mittelalterlichen Siedlung von der deutschsprachigen Bevölkerung assimiliert wurden. Der vor 1400 einsetzende Prozeß der Verschmelzung von Prußen und Deutschen hat schon im 16. Jh. zum Verschwinden der Prußen als selbständige Volksgruppe geführt.)

Es können hier nur einige Ergebnisse dieser vielseitigen Untersuchung angeführt werden. Nicht verschwiegen sei, daß W. die Ergebnisse im Großen durch intensive Kleinarbeit fundiert hat. So ist z. B. viel Sorgfalt auf die Bestimmung bisher unbekannter Orte verwendet worden. Der Untersuchung sind 4 Karten beigegeben, welche die Untersuchungsergebnisse veranschaulichen. Ein Ortsregister macht auch die vielen Einzelergebnisse zugänglich.

Klaus Conrad

Preußenland

MITTEILUNGEN DER HISTORISCHEN KOMMISSION FÜR OST- UND WESTPREUSSISCHE LANDESFORSCHUNG UND AUS DEN ARCHIVEN DER STIFTUNG PREUSSISCHER KULTURBESITZ

Jahrgang 7/1969

Nummer 3

INHALT

Lotte Bartsch, von preußischen Familien im Samland, S. 33.
Buchbesprechungen, S. 38.

Von preußischen Familien im Samland

Von Lotte Bartsch

Selbst heute noch stößt man auf die Behauptung, der Deutsche Ritterorden habe die eingesessenen Prußen bei der Eroberung Altpreußens „ausgerottet“. Es wäre sogar heute nicht einfach, ein Volk „auszurotten“; wie denn damals? Die Ordensritter bekämpften die Prußen, wenn diese sich ihnen entgegenstellten, bestätigten jedoch alle in ihrem Besitz, die friedlich waren und zur Zusammenarbeit bereit. Viele wollten sich mit einem fremden Herren nicht abfinden und verloren dabei Gut und Leben. Viele andere ließen ihr Leben bei den „Litauerreisen“ des Ordens. Die Litauer wiederum verheerten weite Gebiete des Preußenlandes bei ihren kriegerischen Einfällen, vor allem auch das Samland. Man denke nur an die Schlacht bei Rudau 1370. Da hätten die Prußen allemal zum Schwert greifen müssen, auch wenn sie nicht durch ihre Lehnbriefe dem Orden zur Heeresfolge verpflichtet gewesen wären.

Trotz dieser schweren Verluste war die Lebenskraft des im Grunde kleinen Preußenvolkes stark genug, um bis in die heutige Zeit viele Zweige an seinem Baum treiben zu können. Von den preußischen Adelsfamilien behauptete man im 19. Jh., daß nur noch die Perbandt und die Kalnein preußischer Herkunft seien. Immerhin gab es neben den Adligen zahlreiche Prußen, die man die „kleinen Freien“ nennt, weil ihr Besitz meist nicht zwei Hufen überschritt, die aber in den Lehnbriefen noch lange als Prußen oder gar Samen bezeichnet werden. Sie waren wesentlich zahlreicher als die Adligen und haben sich in vielen Linien erhalten, bis sie 1945 den Weg nach Westen antreten mußten. Man kann sie besonders im Samland, doch auch sonst in Altpreußen verfolgen. Wir finden in den Amtsrechnungen der Herzogszeit und zur Zeit der preußischen Könige die gleichen Namen bei den Bauernfamilien — man kann sie auch in die Städte verfolgen —, wie sie in den Verleihungsurkunden des Ordens erhalten sind, manchmal in veränderter Form, doch immer noch deutlich erkennbar als preußischen Ursprungs. Sind andere Namen aus jener ersten Zeit preußischer Geschichte verschwunden, so heißt das nicht von vornherein, dieser oder jener sei ohne Nachkommen gestorben. Die Söhne erhielten, wenn man ihnen nicht christliche Taufnamen gab,

Kommissionsverlag: Elwertische Universitäts- und Verlagsbuchhandlung
355 Marburg (Lahn), Reitgasse 7/9

Einsendung von Manuskripten erbeten an Dr. Forstreuter, 34 Göttingen, Merkelstraße 3
oder Dr. Gause, 43 Essen, Saarbrücker Straße 107, von Buchbesprechungen an Dr. Benninghoven, 34 Göttingen, Merkelstraße 3.

Gedruckt mit Unterstützung der Stiftung Preussischer Kulturbesitz

andere Namen, als der Vater ihn führte; und so ist nur in seltenen Fällen die unablässige Aufeinanderfolge der Generationen bis etwa 1250 zurück zu verfolgen. Nur in der frühen Zeit beriefen sich Prußen auf ihren Vater oder Ältervater, der ein „treuer Withing“ gewesen war, wenn sie ihr Erbe erhalten oder vergrößern wollten. Manche Namen waren so beliebt, daß wir sie nicht allein in einer Adelsfamilie finden, sondern auch bei den kleinen Freien und wohl auch bei den Hintersassen, so Thalau, Karioth, Perbandt u. a. Familiennamen entwickelten sich auch beim Adel meist erst in der zweiten Hälfte des 15. Jh., bei den kleinen preußischen Freien erst nach 1500 oder noch später. Zudem begnügten sich auch dann die Amtsschreiber oft genug mit der Anführung des Taufnamens, etwa Hans von Drugthenen oder George von Strobjehnen, Martin der Schmied. Die alten Familienurkunden sind in Kriegen und den häufigen Feuersbrünsten verlorengegangen und nur in der ersten Zeit erneuert worden, wenn der Besitzer des Gutes darum bat. Ging das Gut in andere Hände über, mußten auch die Lehnbriefe übergeben werden, und so sind auch sie nicht immer ein Beweis für das Fortbestehen der Familie. Es mögen nun einige altpreußische Familien aus der immer noch beträchtlichen Zahl zum Beweis preußischer Herkunft angeführt werden. Bei einigen fließen die Quellen spärlich, bei anderen kräftig; immer muß man damit rechnen, daß nur ein Teil erfaßt wurde. Niemals kann man hinter diesen Namen Deutsche vermuten, so groß die Versuchung auch manchmal ist. Deutsche haben preußische Namen nicht angenommen.

Zu den Namen, die zu Herleitung aus dem Deutschen verleiten können, gehört

1. **Arwede-Arwidete**, woraus später mißverständlich Erwied und Arbeith wurde. Friedrich, Sohn des Erwidete, tauscht am 25. April 1344 seinen Besitz mit seinem Vaterbruder Senkete. Dieser und Friedrichs Vater waren Söhne des Predesse, des bischöflichen Lehnmannes. Beim Tausch beteiligt waren noch Senketes Bruder Norune und Friedrichs Bruder Hartwig. Es handelt sich um Schwitten im Gebiet Medenau¹. — Im 14. Jh. hat ein Arwidete 2 Haken zu Strobeyen (Strobjehnen); und es gab einen preuß. Freien Arwidete in Langniethen². — Am 7. Juli 1527 erhält Hans Arweid zu Ankrethen 4¹/₂ Haken und Michael Arweide (herbeyt) im selben Jahr 4 Haken zu Rantau³. — 1528 hat Martin Arweid 4 Haken zu Norgehnen⁴, wo bereits 1476 ein Arweid saß, und noch im 17. Jh. ist dort ein Martin Arbeith. In Norgehnen saßen 5 preußische Freie bis nach 1700, deren Abgaben an Wachs und Getreide im 16. Jh. an Albrecht Gruber, dann an dessen Erben gingen, bis die Landesherrschaft wieder alles erhielt. Darum fehlen in Norgehnen die Namen in der Zeit. 1945 ging ein Arbeit von Gr. Plauen, Kr. Wehlau, nach Dortmund.

2. Die **Banduhn** haben ihren Namen ziemlich unverändert überliefert, nur daß beim Schreiben oder beim Sprechen aus dem B ein P wurde. Am 13. Juli 1278 werden dem Pandune 4 Haken zu Bledau und dazu Wiesen verschrieben¹. — 1527 und 1528 hat Andres Bandun zu Poarben 3¹/₂ Huben, die er von Steinicke gekauft, in Gintieden Michael pa(n)dun 1¹/₂ Hube, Lucas Bandun von Blecken 4 preuß. freie Haken und Andres Bandun von Blecken 6 Huben minus 1 Morg.⁴. — In Blöcken ist der Freie Rüdiger Bandun 1599 und 1607 Land-

geschworener⁵. — In Wargienen (später Darienen genannt) haben die preußischen Freien Albrecht Banduhn 1528 4 Haken, 1559 Paul und Jacob Banduhn jeder 3 Huben⁶. Ein Nachkomme des Lukas Bandun von Blecken muß Christoff Panthun sein, der 1673 dort 3 preuß. Huben besitzt⁷. — Blasius Bandune hat 3 Huben zu Poarben, die Andres Bandune 16. Januar 1539 kaufte. Es kann sich bei solch einem Verkauf, der augenscheinlich innerhalb der Familie geschah, auch um die Übergabe an den Sohn handeln, der mit dem „Kauf“geld die andern Erben auszahlen mußte. Am 16. Jan. 1539 hat Jakob Pandune ebendort 3 Hak. und 1 Hub.⁸. — 1682 verkauft Hans Bandun sein Freigut zu Wargienen (Darienen) an Krüger Gerge Seeck von Powunden, nachdem er die Genehmigung dazu erhalten, 4 Huben für 3200 Mark⁶. — 1740 ist Friedrich Banduhn Bauer im Kölmischen Transau, 1745 kommt Hans Banduhn dazu — ob ein Sohn des Friedrich, ist unbekannt —, und später sind sogar zwei Friedrich B. dort⁹. — Hermann Gottlieb Banduhn, Sohn des Gottlieb B. von Dollkeim, fällt 28. Mai 1917 in Flandern; er ist der einzige Sohn und unverheiratet¹⁰. — Vor dem 13. Juli 1600 starb Merten Panduhn, Freier zu Wargienen (Darienen), ohne Leibeserben¹¹. — Unsicher ist es, ob es sich bei dem Mertyn von Wergyn und seinen Söhnen Paul und Jost, die 1480 den Verlust ihrer Handfeste über 3 Haken beklagen, um Banduhn oder Minuth handelt; die Namen Merten und Paul lassen wohl auf Banduhn schließen¹². — Zeitlich nicht festzulegen ist der Krüger Albrecht Pandun zu Milsen, da der Foliant über die Zeit von 1352 bis 1540 reicht und gerade diese Eintragung kein Datum hat. — Interessant ist Friedrich Banduhn, der vor 1607 Müller in Kirschappen war. Sein Sohn Greger braucht einen Geburtsbrief, weil er ein Handwerk erlernen will. Seine Paten bestätigen am 24. Juni 1609, daß er ehelich geboren und „deutscher Art, Nation und Zunge sei“⁵. — 1608 ist der Freie Merten Banduhn von Wargienen (Darienen) Zeuge in einer Gerichtsverhandlung¹³.

3. **Kirschnick**, Kirschning war in Altpreußen ein häufiger Name; er muß zusammenhängen mit den Ortsnamen Kirschnehen und Kirschappen und mit dem Personennamen Kerse oder Kirse. Diesen Namen trug ein Sohn Ybothos, des treuen Withing aus dem Gebiet Laptau. Kerse und sein Vater behielten wegen ihrer Treue ihre Güter und bekamen sogar noch die des geflüchteten Supayne dazu. Kerse und Nekarkis, ein anderer Sohn Ybothos, wurden 1261 die „großen Gerichte“ auf den väterlichen Gütern zugebilligt; und Kerse und Nakoks — vermutlich dieselben — erwarben 1296 das Erbrecht auch für männliche Seitenverwandte (also müssen welche vorhanden gewesen sein)¹. — 1301 werden in Lauknicken (?) Swentike und Kerse genannt¹⁴. Kerse und sein Bruder erhalten am 23. März 1355 einen Lehnbrief über 2 freie Hak., die sie im Dorf Pojertieten solange ohne Urkunde besaßen¹⁴. Michael Kirsnick, also der Nachkomme eines Kirse, überließ seine 4 Haken im Gebiet Pobethen — sind es vielleicht die in Lauknicken? — 1497 seinem Schwiegersohn Peter von Candeyn¹⁵. Im 15. Jh. wird Michael kirßnicht (!) die Handfeste erneuert, weil ihm die erste abhanden gekommen ist¹². — Vor 1700 saß Friedrich Kirschnick im Amt Pobethen auf dem Freigut, das 1527 dem Peter Kirßenick — vermutlich erneut — verschrieben wurde (Herzog Albrecht stellte den alten Besitzern vielfach neue Urkunden aus);

es waren 4 Haken im Feld Rogain mit 30 Mark Wergeld. — 1603 war Friedrich Kirsnick ein Freier zu Nautzau¹⁶. 1968 starb in Braunschweig Kurt Kirschning, der bis 1945 in Tilsit Spediteur gewesen; und am 5. Aug. 1879 wurde in der Elchniederung Emma Kirschning verehel. Weitschies geboren¹⁷.

4. **M a n ö c k , M a n n e c k**: Deren gibt es viele; anscheinend haben sie nie Anspruch auf den Adelstitel gemacht, wenigstens nicht im Samland, soweit es sich bisher feststellen ließ. Trautmann kennt die Formen Manike, Manycke, Manix (wohl Maniks), von denen einer ausdrücklich als Same genannt wird¹⁸. Krollmann kennt einen Preußen Maneke, der mit zwei andern 6 Huben erhält, die später nach ihm Manchengut heißen¹⁹. Im 14. Jh. ist Mannyk zu Blantowyn im Amt Germau². — 1528 erhält — wahrscheinlich nur eine Neuausfertigung — Clement Manick 4 Hak. zu Dollkeim, die später im Besitz des Hofrichters Rauschke sind und noch 1945 Adl. Dollkeim heißen neben dem Dorf, den Bauernhöfen. Es sind die 4 Hak., die 1398 Wissegaude im Feld Dolokaym erhielt. — Um 1595 wird bei der fürstlichen Schweinsjagd zu Katzkeim Gabriel Manöck von Nodems von einem wilden Schwein „bis auf den Tod verwundet“, bleibt jedoch dank ärztlicher Fürsorge am Leben, fordert aber Bezahlung der Arztkosten²⁰. — 1607 sind in Wargenau Dietrich Manöck d. Ä. und Dietrich M. d. J.²¹. — Vor 1700 ist Hans Mannicke auf dem Freigut Schlakalken, das 1527 dem Simon Sayck verliehen war²². — Gut verfolgen kann man die Mannöck auf Syndau. Für 600 Mark kauft Isaack Manicke das Gut von Andres Herman. Daß er dort einheiratete, ist nicht wahrscheinlich; denn er zahlt auch 105 Mark Erbegeld und hatte also kaum eine Beziehung zu dem Vorbesitzer²³. Bis 1715 saßen die Mannöck auf Syndau. Nachdem Hans M. gestorben, nahm sein Sohn Friedrich M. das Gut wegen der Schulden nicht an; er geriet 1718 unter „die Soldatesqua“. Seine Schwester Dorothea übernahm es für 2200 Mk, freite Friedrich Bergau von Bigieten und zahlte die Schulden. — Auch die Mannöck auf Plautwehnen sind in der Folge lange gesichert, 1637 kauft Hans M. dieses Gut von 5 Hub. 10 Morg. von Christoph Blandien (oder Glandien), 1644 verkauft er davon seinem Bruder Isaak 2 Hub. 10 Morg. und übergibt die übrigen 3 Hub. seinem Sohn Joder, dieser 1702 seinem Sohn George, der 1722 die Söhne Gottfried, Friedrich, Michael, George und Samuel hat. Isaak übergibt seinem Sohn Michael 1682; der hat 1722 den Sohn Christian⁶. 1778 sitzt auf Plautwehnen Georg Manöck, dessen Vater Friedrich M. hieß, und 1772 Johann M., der wohl der Sohn des Christian M. ist²⁴. — Am 10. Juni wurde dem Kölmer Christian Manneck zu Posselau ein Sohn Johann Christoph geboren. Dessen Sohn Friedrich Wilhelm M. wurde am 4. Januar 1806 geboren; dieser vermählte seine Tochter Friederike Ernstine M. am 2. August 1865 dem Hermann Engeli²⁵. — Christian Ludwig Manneck freit am 13. November 1772 Anna Lovisa Dorbann von Saßlauken²⁶. — Zinsbauer Christoph Manöck zu Kumehnen ist der älteste Sohn des Joder M. von Plautwehnen⁶. — Ein Friedrich Mannöck freite vor dem 19. Juli 1695 die verw. Prayboth von Bludau und hatte das Gut, bis der jüngste Sohn Prayboth mündig war⁶. — Der Kölmer Hans Mannöck von Kirchschappen könnte ein Sohn des Isaak sein. — 1685 ist George Manneck Hochzinsler zu Gr. Drebnau²¹. — Martin Maneck, Wirt zu Spallwitten, hat den Sohn Michael,

der am 23. Juni 1727 geboren wurde²⁷. — Michael Mannöck kauft 1710 das Freigut Lengnieten von 7 Hub.; er ist vom kgl. Dänischen Garde du Corps und hat 1722 eine Tochter⁶. — Vor 1769 ist ein Michael Manneck in Transau und hat wahrscheinlich bei einem der Banduhn dort eingeheiratet¹⁰. — Am 16. April 1968 starb zu Arnis Martha Manneck, verehel. Schock, von Sorgenau¹⁷. Der Name kam noch oft bis 1945 in Palmnicken und andern Dörfern des Samlandes vor. — Peter Manick war um 1528 Kirchentolk zu Germau⁴ u. ^{17a}.

5. **M i n u t h**. In den ersten Urkunden lautet der Name Minaute. Die Minuths waren zahlreich in Altpreußen. Am 31. Dez. 1385 erhält Minaute von Georgenburg mit seinen Söhnen Hanke, Andres und Martin 1 Hube und 2 Hak¹⁴. — Der treue Withing Meynote, der am 10. Aug. 1299 in Wosegau genannt wird, ist 1328 noch dort¹⁴. — Am 18. Aug. 1337 haben Menaude und 5 andere 3 Hak. zu Legden als preuß. Freie. Im 14. Jh. sitzen Mynawthe, Nabe und Powilte — wohl Brüder — zu Parruckeln im Gebiet Pobethen auf 4 Hak.². — Später finden wir die Minuth vornehmlich südlich vom Kurischen Haff wohnend. 1528, dem großen Verschreibungsjahr während Herzog Albrechts Zeit, werden zu Wargienen (Darien) bestätigt: Bartusch Minuth auf 3 Hak., Laser und Andres M. auf je 2 Hak.⁴ — Ein Andres M. starb um 1687; seine Witwe freite Christoph Minuth, der 15 Jahre lang das Gut verwalten sollte, bis der älteste Sohn des Andres M., namens Christoph, es übernehmen konnte. Er übergab am 24. Febr. 1703. Des Andres Kinder waren: Christoph, Gottfried, Gerge, Anna. Auch der Stiefvater Christoph hatte aus der Ehe mit der Witwe des Andreas M. einen Sohn⁵. Ein Christoph Minuth kaufte 1701 das Banduhnsche Erbe zu Wargienen, vielleicht derselbe, der bis 1703 als Stiefvater auf dem Gut des verstorbenen Andreas M. wirkte⁶. — 1685 verkauft Hans Mienut sein Freigut zu Norgehnen seinem Sohn (Christoph?). — 1587/88 ist Merten Minaute ein Freier zu Wargienen²⁰. — 1608 wird Bendict Minautte, Frei zu Wargienen, als Zeuge vernommen¹⁸. — 1675 war Gottfried Minuth Freischulze zu Thiemsdorf. Er wird in den Schakener Hausbüchern mehrfach genannt und war anscheinend recht unternehmend. — Andres Minuth kaufte von Georg Salleid Gut Mickenburg am Kurischen Haff 1632. — Valtin Minuht besaß mit Christoff Laukien zusammen Wilgaiten; und im 17. Jh. war ein Albrecht Minuht zu Wilditten (?). — 1687 ist Gerge Minuth, Krüger zu Roppen, ein Vormund der Waisen des obigen Andres M. von Wargienen. — Vor 1914 gab es noch mehrere Minuth im Kirchspiel Schaken; und am 10. Febr. 1968 wurde Rudolf Minuth aus Königsborg 83 Jahre alt zu Malente-Gremsmühlen.

6. **P r a y b o t h** ist ein interessanter Name, weil seine seltsame Veränderung beurkundet wird. Am 13. Juli 1278 schon wird Preyboth auf seinem Erbgut Laukiten bestätigt. Im selben Folianten findet sich die Form Preybut¹. Am 30. Juni 1348 kaufen die Brüder Preybut und Maudite und ihr Brudersohn Delune vom Bischof 2 Hak. bei Bludau für 50 Mk. zu erblichem Besitz und verpflichten sich zu einem Ritterdienst²⁵. — Macz prabute, Freien zu Bonau, schuldet dem Cantzley-Verwandten Johan Fulhaß 23 Mk., die sein Vater Herman porbutte von Herman Fülhaß, Johans Vater, geliehen hat, wird zum 2. Male gemahnt am 2. Jan. 1597¹¹. Diesen Matz Praiboth von Bonau finden wir auch in den Amts-

rechnungen von Fischhausen von 1587/88. — 1685 ist Erdmann Praboth in Wischehnen²¹. 1772 und 1778 ist dort Christoph Prawith²⁴! Möchte man hier glauben, daß es sich um zwei verschiedene Namen handelt, so besagt das Lehn- buch der samländischen Freigüter von 1722, daß Prawith = Praiboth ist: Christoph Praiboth übernimmt 3. Juli 1713 von seinem Stiefvater 2 Hub. 20 Morg. zu Bludau als sein väterliches Erbe, als er mündig ist. Sein ältester Bruder Friedrich Pravitt, der in den Akten des Bernsteinamtes stets Praibot genannt wird, ist Cammerknecht zu Cobjeiten. Der Bruder Georg ging 1707 zur königlichen Reiterei und ist seitdem verschollen. Der Sohn des Friedrich Praiboth-Pravitt ist der Cammerknecht Georg Praiboth von Cobjeiten 1772⁶. 1655 war Philipp Praiboth in Palmnicken auf 1 Hube, möglicherweise als Cammerknecht²⁰. — 1717 hieß der Freischulze von Kogehnen Hans Prawitt²⁰; und 1772 hatte Ernst Prawith zu Sundlauken 1 kölm. Hube²⁴. — Am 4. Okt. 1785 erwirbt Ernst Prawith aus Amt Grünhof das Bürgerrecht in Königsberg und verzichtet darauf 1816²⁸. — Die Form Prawitt war noch 1914 in Ostpreußen bekannt, Praiboth verschwunden.

- 1) Samländ. Urkundenbuch. 2) Ordensfoliant (O. F.) 107. 3) O. F. 127. 4) Ostpr. Fol. 130. 5) Ostpr. Fol. 338 f. 82, 107 h, 154. 6) Ostpr. Fol. 411. 7) Amtsrechn. Caymen 1673. 8) Ostpr. Fol. 128. 9) Amtsrechn. Laptau. 10) Totenreg. Rudau. 11) Et. Min. 34j. Nr. 352. 12) O. F. 92. 13) Et Min. 34j Nr. 397. 14) Preuß. Urkundenb. 15) R. Wenkus, Die gens Candein. In: Zt. f. Ostforsch. 10. 1961, S. 103. 16) Amtsrechn. Grünhof. 17) Ostpreußenbl. 1968. 17a) Ein bekannter Namensträger war der allerdings nicht im Samland, sondern 1873 in Angerburg geborene Professor Alfred Manigk, Ordinarius für römisches und bürgerliches Recht an den Universitäten Königsberg, Breslau und Marburg (Anm. der Redaktion). 18) O. F. 109 f. 86. 19) Chr. Krollmann, Zur Besiedlungsgeschichte und Nationalitätenmischung in den Komtureien Christburg, Osterode und Elbing. In: Zt. d. Westpr. Geschichtsver. 64. 1923. 20) 21) Amtsrechn. Fischhausen. 22) Beständnisbuch Amt Schaken. 23) Ostpr. Fol. 3496. 24) Prästat. tab. Fischhausen. 25) Kirchbuch St. Lorentz. 26) Traubuch Rudau. 27) Kirchbuch Kumehnen. 28) C. Schulz u. K. Tiesler (Hsg.), Das älteste Bürgerbuch der Stadt Königsberg (Pr.). Königsberg 1939.

Buchbesprechungen

Antjekathrin Graßmann: Preußen und Habsburg im 16. Jahrhundert. Köln und Berlin: Grote 1968. 249 S. — Studien zur Geschichte Preußens, Bd. 15 (Phil. Diss. Bonn 1968).

Der Titel der vorliegenden Arbeit bezeichnet nicht exakt ihr Thema. Genau genommen handelt es sich hier um eine Untersuchung des Verhältnisses Herzog Albrechts zum Hause Habsburg, wobei die allgemeine Politik insofern zugleich Beachtung findet, als sie dieses Verhältnis mitbestimmt; d. h., daß sich die Arbeit nicht etwa in der Untersuchung der privat-persönlichen Seite erschöpft. Herzog Albrecht sah vielmehr den einzig möglichen Weg zur Lösung seiner Probleme im Eingreifen des Kaisers und des Hauses Habsburg. Diese Probleme hatten ihren hauptsächlichsten Grund in der Art der Entstehung seines Herzogtums: in der Sakularisation eines geistlichen Staates, im Konfessionswechsel, im verlorenen Krieg und der damit zusammenhängenden Lehnsab-

hängigkeit vom polnischen König. Eine Grenze der Möglichkeiten herzoglicher Politik bildete die vom Deutschen Orden gegen ihn erwirkte Reichsacht; ihre Überwindung wurde zum wesentlichen Ziel seiner Bestrebungen. Da der Weg über das Reichskammergericht nach Meinung des Herzogs keinen Erfolg versprach, hat er Zeit seines Lebens die Aufhebung der Acht durch den Kaiser erhofft und sich deshalb mit allen Mitteln um ein gutes Verhältnis zu ihm und dem Gesamthaus Habsburg bemüht, selbst in Zeiten eindeutig politischer Stellungnahme der protestantischen Fürsten gegen das Haupt des Reiches.

Dauernd wechselnde Machtkonstellationen, unter anderem von der Türkenfrage abhängig, und stets neue Pläne in der Familienpolitik sind der Grund dafür, daß bei der Untersuchung mit großen Durchblicken methodisch wenig gewonnen ist. So hat denn die Verfasserin folgerichtig einen anderen Weg der Darstellung gewählt: den minuziös vorgehenden chronologischen Bericht. Ihr kam dabei die ausgezeichnete Quellenlage zugute, vor allem der reiche Bestand des Herzoglichen Briefarchivs im Staatsarchiv Königsberg (Staatliches Archivlager in Göttingen, Archivbestände der Stiftung Preußischer Kulturbesitz). Daß die Nachzeichnung gleichzeitig tiefe Einblicke in die verschlungenen Wege der Diplomatie gewährt, ist ein sehr erfreuliches Nebenergebnis der Arbeit. Ihr Hauptwert liegt jedoch in der Darstellung der politischen Fähigkeiten Herzog Albrechts, der — obwohl in der Gewinnung der Habsburger für die Befreiung von der Reichsacht letztthin erfolglos — es dennoch erreichte, daß sein Herzogtum dem Reiche nicht „entfremdet“ wurde, wie der Hauptvorwurf gegen ihn gelautet hatte, sondern den Zusammenhang mit dem Reiche und dem Gesamthaus Brandenburg wahren konnte. So erwies sich die Begründung des Herzogtums auch vom Standpunkt des Reiches aus schließlich als der richtige Weg.

Das komplexe Thema — das darf zum Lobe dieser Untersuchung gesagt werden — hat einen ausgezeichneten Bearbeiter gefunden.

Reinhard Vogelsang

Bogislav von Archenholz. Die verlassenen Schlösser. Ein Buch von den großen Familien des Ostens. Ullstein-Verlag Berlin/Frankfurt/Wien 1967. 291 Seiten, 37 Abb., 14 Holzschnittreproduktionen oder Faksimiles im Text, 7 Karten.

Es geht in diesem flüssig und anregend geschriebenen Buch nicht eigentlich um die Herrensitze im Osten (sie erscheinen fast nur in den Bildbeigaben und in dem Register), sondern, wie der Untertitel besagt, um das Schicksal der großen ostdeutschen Familien (der Begriff „ostdeutsch“ ist weitgefaßt und reicht bis nach Mecklenburg), deren Geschichte in die gesamteuropäische Historie mit dem Nachdruck auf Preußen-Deutschland hineingestellt und bis zur Katastrophe 1945 geführt wird. In Verbindung mit dem Preußenland wären besonders die Keyserling, die Trenck, die Dohna, die Schlieffen und die Hindenburg zu nennen. Die Einblendung zahlreicher Anekdoten gibt dem Buch ein besonders farbiges Kolorit. Eine Zeittafel, ein Verzeichnis der wichtigsten Literatur, der Bild- und Kartenbeigaben sowie ein Register der Personen und der Schlösser und Burgen bilden den Abschluß.

Hans Koeppen

Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands. Publikationsorgan der Historischen Kommission zu Berlin. Hrsg. von Wilhelm Berges, Hans Herzfeld, Henryk Skrzypczak im Auftrage des Friedrich-Meinecke-Instituts der Freien Universität Berlin. Bd. 16/17. Berlin: Walter de Gruyter 1968. 747 S. 8°.

Nicht ganz die Hälfte des Umfangs besteht aus Aufsätzen und Miszellen, der Rest aus Besprechungen und Berichten. Der Inhalt erfaßt alle deutschen Landschaften östlich von Werra und Elbe, von Thüringen bis Ostpreußen, mit Schwerpunkt in Berlin. Es ist

hier nicht möglich, auf alle Beiträge des gehaltvollen Bandes im einzelnen einzugehen, sondern nur auf die Titel zur Geschichte unseres engeren Arbeitsbereichs.

Die Gosecker Chronik. Hrsg. von R. Ahlfeld. — D. Kurze, Zur Ketzergeschichte der Mark Brandenburg und Pommerns vornehmlich im 14. Jahrh. Luziferianer, Putzkeller und Waldenser. — H. Patze, Landesgeschichtsschreibung in Thüringen. — E. Schraepfer, Der Zwölfer-Ausschuß des Vereinstages deutscher Arbeitervereine und die Ereignisse von 1866. Aus der Korrespondenzmappe des Vorsitzenden, Schneidermeister Staudinger. — H. M. Barth, Der Demokratische Volksbund. Zu den Anfängen des polit. Engagements der Unternehmer der Berliner Elektrogroßindustrie im November 1918. — P. Czada, Der Beitrag der Statistik zur Geschichte der Berliner Elektroindustrie in der Weimarer Zeit. — Ferner vier Miszellen von Joh. Schultze, J. Voss, H. Rumpel. — Der umfangreiche Besprechungsteil ist nach Gebieten gegliedert. Hier S. 495—520 über Ost- und Westpreußen. Besonders zu begrüßen ist die Zeitschriftenschau S. 670—77 über Ost- und Westpreußen, dabei S. 670 f. auch eine Übersicht über den Inhalt von „Preußenland“, Jg. 103. Kurt Forstreuter

Jahrbuch der Albertus-Universität zu Königsberg/Pr. Begründet von Friedrich Hoffmann und Götz von Selle. Bd. XIX. Würzburg: Holzner 1969. 521 S.

Der Band enthält die Vorträge anlässlich der Jahrestagung des Göttinger Arbeitskreises und der Gesellschaft der Freunde Kants 1968 mit dem Tätigkeitsbericht des Arbeitskreises von J. Frhr. von Braun (1967/68) und „Zeittafel und Dokumente zur Oder-Neiße-Linie 1967/68“ von H. G. Marzian. — Die Aufsätze: W. Hubatsch, Reformation im Osten. Der Weg der ersten preuß. Landeskirche. — H. Jablonowski, Probleme der deutsch-polnischen Beziehungen zwischen den beiden Weltkriegen. — H. G. Marzian, Deutschland, Polen und die europ. Mächte seit 1939. — F. Münch, Das heutige Völkerrecht und Kant; (die „Bohnenrede“). — G. Meinhardt, Die preuß. Flotte im Feldzuge von 1807. — W. Teßmann, Kurze Laut- und Formenlehre des Hochpreußischen (des Oberländischen und Breslauischen). — Kleine Beiträge von W. Matull und H. M. Mühlpfordt sowie einen Nachruf auf Henning Graf Borcke-Stargordt von M. v. Rogister. — Schließlich ist wichtigster Bestandteil des Jahrbuches die „Ostdeutsche Bibliographie“, Teil 18 (1967) mit Nachträgen seit 1945, von H. G. Marzian, mit Index für die Jahre 1965—67. (S. 337—521 des Jahrbuchs). Kurt Forstreuter

Eberhard Schmidt, Kammergericht und Rechtsstaat. Eine Erinnerungsschrift. Walter de Gruyter & Co., Berlin 1968, VIII, 45 S. (Schriftenreihe der juristischen Gesellschaft e. V. Berlin, H. 31). DM 6,—.

Vorliegende Skizze der Geschichte des Kammergerichts zu Berlin ist in dieser Zeitschrift nur anzuzeigen. Sie berührt im Rahmen der Entwicklung der Gesamtmonarchie auch die Beziehung Ostpreußens zu den Berliner Obergerichten. Sie verbindet mit der Behandlung des Problems Kammergericht und Rechtsstaat einen sehr instruktiven Überblick über Gerichtsverfassung und Rechtsprechung in Preußen. Herbert Obenaus

Altpreußische Biographie, hrsg. im Auftrage der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung von Kurt Forstreuter und Fritz Gause, Bd. 2, Lieferung 4—7, S. 513—852. Marburg: Elwert 1961—1967. — Bd. 2, Lieferung 1—3, S. 417 bis 512, Nachdruck der Ausgabe von Chr. Krollmann, Marburg: Elwert 1969.

Nach wechselvollem Schicksal sind die Veröffentlichungen der Altpreußischen Biographie nun zu einem vorläufigen Abschluß gelangt. Vor etwa 40 Jahren wurden die Vorarbeiten von der Historischen Kommission begonnen. Unter Leitung von Chr. Kroll-

mann, dem Direktor der Königsberger Stadtbibliothek, und Mitwirkung sehr zahlreicher Bearbeiter erschienen von 1936 bis 1941 in rascher Folge die 13 Lieferungen des ersten Bandes. Krollmann strebte das Ziel an, nicht einzelne sehr bedeutende Persönlichkeiten in längeren Biographien zu behandeln, sondern in alphabetischer Reihenfolge alle n bedeutenden Personen aus der Geschichte Ost- und Westpreußens je eine wissenschaftlich zuverlässige, aber knappe Kurzbiographie mit Quellen- und Literaturhinweisen zu widmen. Der erste Band reichte schon bis zum Buchstaben M. Auch vom zweiten Band konnte Krollmann noch drei Folgen herausgeben, ehe ihm der Tod 1944 die Feder aus der Hand nahm. Zu diesem Zeitpunkt war das Werk bis zum Buchstaben P vorge-schritten. Dann folgte die Katastrophe Ostpreußens 1945 mit Flucht, Vertreibung und dem Untergang aller schon vorliegenden Manuskripte für die weiteren Lieferungen.

Nachdem sich die Kommission 1950 erneut zusammengefunden hatte und ihre Tätigkeit wiederaufnahm, beschloß sie, trotz aller Schwierigkeiten das biographische Nachschlagewerk zum Abschluß zu führen. Mit der Herausgabe wurden Kurt Forstreuter und Fritz Gause betraut, die einen z. T. ganz neuen Mitgliederstab gewannen und auch selbst zahlreiche Beiträge verfaßten. 1961 bis 1967 brachten sie die Lieferungen bis zum Buchstaben Z heraus. Gleichzeitig wurde der Nachdruck der vergriffenen Lieferungen 1—3 des 2. Bandes betrieben und 1969 vorgelegt. Ein Nachtragsband ist in Vorbereitung. Er wird Beiträge der älteren Lieferungen berichtigen und ergänzen, inzwischen Verstorbene berücksichtigen und Lücken schließen. Mit seinem Erscheinen ist für 1971 zu rechnen. Die redaktionelle Arbeit ist erfreulich weit vorgeschritten. Zugleich soll dann auch der vergriffene erste Band im fotomechanischen Wiederabdruck neu veröffentlicht werden.

Das Werk umfaßt bereits jetzt insgesamt rund 4000 Einzelbiographien. Hier finden der Historiker, der Forscher, Lehrer und der interessierte Laie alle in Ost- und Westpreußen geborenen oder dort längere Zeit tätig gewordenen bedeutenden Personen, die im politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Leben hervorgetreten sind, mit Ausnahme der lebenden Generation. Vom Preußenhäuptling Skumand und dem Hochmeister Hermann von Salza bis zu August Winnig oder Kurt Schumacher umschließen die beiden Bände eine beachtliche Materialfülle und werden damit zu einem für Forschung und Lehre unentbehrlichen und wertvollen Hilfsmittel. In Zweifelsfällen haben die drei Herausgeber den Rahmen eher weiter als enger gesteckt, und so, um ein Beispiel zu nennen, auch den ersten Deutschordenshochmeister Heinrich Walpot mit aufgenommen, obwohl er Jahrzehnte vor der Berufung seines Ordens nach Preußen gestorben ist und das Land nie gesehen hat. Allen Herausgebern und Mitarbeitern dieses Nachschlagewerkes gebührt ein außerordentlicher Dank. Unter ihnen seien die Namen von Friedrich Schwarz, Adolf Poschmann, Bruno Schumacher, Hans Schmauch, Edward Carstenn, Hermann Gütler, Karl H. Lampe, Ernst Bahr, Gerd Brausch, Götz v. Selle, Walther Hubatsch, Herta Grunau und Walter Grunert neben vielen anderen hervorgehoben. Man darf hoffen, daß auch der Nachtragsband recht bald vorliegen wird. Friedrich Benninghoven

Georg R. Schroubek, Wallfahrt und Heimatverlust. Ein Beitrag zur religiösen Volkskunde der Gegenwart. Schriftenreihe der Kommission für ostdt. Volkskunde, hrsg. von Erhard Riemann, Bd. 5. Marburg 1968. 404 S.

Die Untersuchung widmet sich ausführlich der volkskundlich interessanten Erscheinung der in den letzten 20 Jahren entwickelten Wallfahrten und Wallfahrtsgebräuche der katholischen deutschen Heimatvertriebenen. In der Einleitung sucht der Verfasser unter anderem die Terminologie: Wallfahrt-Einzelwallfahrt-Pilgerschaft zu klären. In dem Zusammenhang könnte man noch auf die im ostpreußischen Ennmland übliche Bezeichnung „Opfer“ für oft jahrhundertalte, termingebundene lokale

Wallfahrten einer Pfarrgemeinde mit Opferkerzen zu einem Wallfahrtsort oder einer Nachbarkirche hinweisen. Ein spezieller Teil stellt in alphabetischer Reihenfolge 297 meist in der Bundesrepublik, aber auch in Österreich und vereinzelt im weiteren Ausland gelegene Orte (darunter auch solche, wo das Wallfahrtsbrauchtum neu entstand) mit der Entstehung und den Besonderheiten ihrer Flüchtlingswallfahrten dar. Ein allgemeiner Teil wendet sich anschließend Fragen nach der Wahl dieser Pilgerziele, Patrone, Kultbilder, Gebeten, Liedern, der Legendenbildung und der Einstellung der Kirche zu. Endlich wird die Geschichte, Soziologie und Psychologie dieser Wallfahrten und ihre Bedeutung für die Vertriebenen behandelt. Das reiche, hier dargebotene Material bringt viele volkscundlich und kulturhistorisch bedeutsame Aspekte. Kritisch wäre zu bemerken, daß das Buch wohl hier und da durch Kürzung und Straffung sowie Meidung einiger ungewöhnlicher Fremdwörter (z. B. agglutiniert, Challenge usw.) lesbarer würde. Der altpreußische Historiker wird zudem bedauernd feststellen, daß gerade die in ihrer Heimat (wo es auf engem Raum zehn besuchte Wallfahrtsorte gab) recht wallfahrtsfreudigen Ermländer in dieser Arbeit neben den Sudetendeutschen und Schlesiern etwas stiefmütterlich behandelt werden, doch ist das vielleicht durch das zugrunde liegende Material bedingt. *Anneliese Triller*

Ulrich Tolksdorf, Volksleben in den Ermländersiedlungen der Eifel. (Schriftenreihe der Kommission f. ostdt. Volkskunde, hrsg. von Erhard Riemann, Bd. 4), Marburg 1967. 374 S.

Die sehr wertvolle Untersuchung des Ermländers Ulrich Tolksdorf zerfällt in zwei ungleiche Teile. Im ersten wird zuerst geographisch und ökonomisch der Bezirk des ehemaligen Luftwaffenübungsplatzes Ahrbrück in der Nordeifel geschildert, wie er sich bis 1938 darstellte, die Aussiedlung der ursprünglichen Dorfbewohner und in ausführlicher Darstellung das einzigartige „wirtschaftliche Großexperiment“: die 1950 erfolgte Wiederbesiedlung dieses Gebietes mit ostpreußischen Bauern, vorwiegend katholischen Ermländern, die nach der Flucht zerstreut in Schleswig-Holstein untergebracht worden waren. Eine neugegründete Genossenschaft, wie sie schon im Ermland üblich gewesen war, unterstützte die Gründung von Vollbauern-, gewerblichen und Nebenerwerbsstellen. So führte die Ansiedlung in den ehemaligen Dörfern Nieder- und Oberheckenbach, Cassel, Lederbach, Herschbach, Weidenbach, Blasweiler und einigen anderen Orten zu einem vollen Erfolg, lebensfähige bäuerliche und handwerkliche Betriebe entstanden. Wichtiger noch ist der Hauptteil des Buches, der ausführlich Volksleben und Volkskultur, Brauchtum und Glauben dieser ostpreußischen Siedler beschreibt. Der Verfasser hat selbst längere Zeit bei verschiedenen dieser Familien gelebt und mitgearbeitet und so aus eigener Erfahrung kennengelernt und aufgezeichnet, was noch an Kulturgut aus der alten Heimat in diesen Kreisen lebendig ist. Das in diesem Zeitpunkt festzuhalten, ehe es vielleicht bald „neueren und modischen Formen des Volkslebens“ für immer weicht, ist ein besonderes Verdienst des Verfassers. Ein Bildanhang mit 15 guten Aufnahmen veranschaulicht das Gesagte. *Anneliese Triller*

Walther Hubatsch, Geschichte der evangelischen Kirche Ostpreußens. Göttingen: Vandenhoeck u. Ruprecht 1968. Bd. I (Darstellung), IX, 598 S. II (Bilder ostpreußischer Kirchen) bearb. von Iselin Gundermann, XXIV, 166 S., 715 Abb. III (Dokumente), VII, 588 S.

Eine wissenschaftlich ausreichende, quellenmäßig begründete Geschichte der evangelischen Kirche in Ostpreußen fehlte durchaus. Für die katholische Kirche steht es nur

insofern besser, als sie im Mittelalter so eng mit der allgemeinen Geschichte des Deutschordensstaates verwoben ist, daß sie von dort aus mehr erschlossen werden kann. Für die Zeit nach der Reformation ist man für beide Kirchen auf eine Fülle von Einzeluntersuchungen angewiesen; man findet keine Darstellung, die ein Gesamtbild vermittelt; wenigstens keine, die auch nur annähernd das von der Forschung bisher erarbeitete Material verwertet hat; ganz zu schweigen von der Ausschöpfung noch ungedruckter Quellen. Der Verf. selbst gibt (Bd. I, 532—38) einen Überblick über den Forschungsstand, wobei das alte Werk von Christoph Hartknoch (1686) noch immer als eine respektable Leistung erscheint.

Die Bearbeitung des Themas war überfällig, trotzdem aber ein Wagnis. Man steht vor einer Überfülle von Einzelschriften, die z. T. heute schwer greifbar sind, und besonders für die neuere und neueste Zeit vor großen Lücken im Aktenmaterial, das aus dem Staatsarchiv Königsberg, der Hauptstelle, nur bis etwa 1800 ohne große Verluste in das Staatliche Archivlager in Göttingen gelangt ist. Für das 19. und 20. Jahrhundert konnten die Akten zentraler Instanzen, heute teils im Preußischen Geheimen Staatsarchiv in Berlin-Dahlem, teils im Deutschen Zentralarchiv in Merseburg, sowie als ein sehr wichtiger Bestand die Akten des Evangelischen Oberkirchenrats in Berlin, für die NS-Zeit die Sammlungen des ostpreußischen Pfarrererarchivs in Beienrode herangezogen werden; ferner seltene Druckschriften und Zeitschriften aus Bibliotheken des In- und Auslandes, zumal aus Berlin. Unter den Vorarbeiten werden besonders die Schriften der Synodalkommission zur ostpreußischen Kirchengeschichte (Nr. 1—28, 1904—1925) gewürdigt. Ihnen folgte (1931—1940) ein Jahrbuch; dann ging die schon erlahmte Tätigkeit dieser Kommission ein.

Vor diesen Forschungsstand stellt sich nun das vorliegende Werk, alles Bisherige zurückdrängend, nicht ersetzend, aber verdeckend.

Ostpreußen wird darin als ein historischer Begriff gefaßt, dessen Umfang durch die Jahrhunderte seit 1525 nicht völlig gleich geblieben ist. In der Reformation handelt es sich um den in ein Herzogtum verwandelten Deutschordensstaat, mit den westpreußischen Kreisen Marienwerder und Rosenberg, während auf das ostpreußische Ermland, in dem die Keime des Luthertums bald erstickt wurden, nur ein Seitenblick fällt. Erst nach 1772 beginnt auch hier der Protestantismus ein neues Leben. Aller Glanz der historischen Darstellung liegt auf dem 16. Jahrhundert, der inneren Reformation und ihrer Ausstrahlung auf die Nachbargebiete, nicht zuletzt der Betreuung nichtdeutscher Nationalitäten in Ostpreußen, der Altpreußen (Prußen), Litauer und Masuren, die erst mit der Reformation in Ostpreußen zu geistigem Leben erwachten. Die weiteren Etappen bringen nicht mehr so große Sprünge: die Ausbildung der lutherischen Orthodoxie, nur eingeschränkt durch das reformierte Bekenntnis der Landesherren im 17. Jahrhundert, und das Einsickern von Reformierten, auch der Unitarier und Juden, auch die Bildung einzelner katholischer Gemeinden: dann wie sonst in Deutschland Pietismus, Aufklärung, Romantik, Liberalismus. So machte auch der Protestantismus in Ostpreußen alle Entwicklungsstufen des deutschen Protestantismus durch bis zum Kirchenkampf im NS-Regime, der auch den ostpreußischen Protestantismus in Bewegung setzte.

Für Band II hat die Bearbeiterin, Iselin Gundermann, ein erstaunlich reichhaltiges Abbildungsmaterial zusammengebracht. Wie man weiß, sind Abbildungen von weniger hervorragenden Bauten und Gegenständen aus den deutschen Ostgebieten schwer zu beschaffen. Gute Fotos gibt es meist nur von bedeutenden Kunstwerken, zu denen viele Kirchen, namentlich des 19. und 20. Jh., nicht gehören. Man darf sich deshalb nicht wundern, daß auch die Vorlagen für die Abbildungen in Bd. II nicht alle gleich gut sind. Das Werk ist nicht für Kunsthistoriker, sondern für Historiker des kirchlichen

Lebens bestimmt, und sie sind daran interessiert zu erfahren, wie die Kirche aussah, Lage, Größe, Baugestalt, Ausstattung. Viele Bilder mußten von Privatleuten gesammelt werden. Man ist erfreut, daß ein so kostspieliges Abbildungswerk zu einem so mäßigen Preis zustande gekommen ist.

Bd. III bringt eine Auswahl von Quellen, angefangen von der Weihnachtspredigt des Bischofs Georg Polentz von 1523 bis zu einem Verzeichnis der ostpreußischen Kirchen und besetzten Pfarrstellen vom 1. Januar 1945. Manches ist davon schon anderswo gedruckt, anderes hier zum erstenmal erschienen. Wichtig sind besonders die Verzeichnisse der Kirchen- und Pfarrstellen (1554/57, 1686, 1720, 1789, 1854, 1916, 1945). Der letzte vorliegende Pfarralmanach von 1926 ist (S. 447—518) vollständig wieder abgedruckt. Faksimiledrucke von Proben kirchlicher Bücher und Siegel schließen das Werk ab.

Kurt Forstreuter

Herbert Wilhelmi, *Der ostdeutsche Beitrag zum evangelischen Kirchenlied*. Verlag Rautenberg, Leer 1968. 40 Seiten.

Verf. hat als Organist in Tilsit und Königsberg die Entstehung einer neuen Musica sacra miterlebt. Was er darüber zu berichten weiß, wiegt manche Sachfehler und schiefe Formulierungen in dem Überblick über die Geschichte der evang. Kirchenmusik in Ostdeutschland — d. h. Preußenland, Pommern und Schlesien, auf. Nützlich ist eine Übersicht über die ostdeutschen Kirchenlieder und ihre Dichter in den Gesangbüchern von 1926 und 1951. Den Abschluß bildet ein didaktisches Kapitel über das Kirchenlied in der evangelischen Unterweisung.

Fritz Gause

Job. Friedrich Goldbeck, *Vollständige Topographie des Königreichs Preußen*. Marienwerder 1785/89. Nachdruck Hamburg 1966/69 (Sonderschriften des Vereins für Familienforschung in Ost- und Westpreußen e. V. Nr. 7). Der Nachdruck, dessen 1. Lieferung in Jg. 5, H. 1 dieser Zeitschrift 1967 angezeigt worden ist, ist bis zur 4. Lieferung gediehen, die die Einleitung des 2. Teiles der Topographie von Westpreußen enthält. Wir werden auf das Werk nach seinem Abschluß zurückkommen.

Fritz Gause

Klaus H. Rehfeld, *Die preußische Verwaltung des Regierungsbezirks Bromberg (1848 bis 1871)*. Studien zur Geschichte Preußens Bd. 11. G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, Köln und Berlin 1968. 412 S., 4 Abb., 1 Karte. Brosch. DM 32,—; Ln. DM 37,—.

Das vorliegende Buch setzt zeitlich die bereits früher hier besprochene Arbeit von Irene Berger über den Reg.-Bez. Bromberg von 1815—1847 fort (Jg. V, 32). Auch Rehfeld benutzt den im Geh. Staatsarchiv Berlin verbliebenen Bestand der Bromberger Regierungsakten, ergänzt durch entsprechende Materialien der preußischen Zentralbehörden. Die Literatur, auch die polnische, ist in reichem Maße erfaßt und eingearbeitet. R. folgt weitgehend der Gliederung der Vorgängerarbeit, doch hat er den Aufbau mehr gestrafft und dabei auch den eigentlichen Ablauf der Verwaltungstätigkeit stärker vom rein Organisatorischen getrennt. Der Regierungsbezirk besaß jetzt, im Gegensatz zu 1815, einen eingespielten Verwaltungsapparat, so daß der Autor zur Erläuterung vieler Maßnahmen die Ereignisse vor 1848 mit einbezieht. Die spezifischen Ressorts der inneren Verwaltung wie kommunale und ständische Angelegenheiten, Finanzen, Justiz, Kirchen, Schulen, Landwirtschaft, Handel und Verkehr versieht R. mit neuen, für die Epoche nach 1848 zutreffenden Akzenten: die politischen Wahlen, die großen Verkehrsplanungen, die zunehmende Problematik im Schulwesen, die Fortschritte im Agrarbereich. Die großen politischen Auseinandersetzungen jener Zeit — die polnischen Aufstände und das Nationalitätenproblem — werden bewußt ausgeklammert bzw. nur summarisch im Einführungsabschnitt behandelt, da sie den Brom-

berger Bezirk nicht entscheidend berührten; dennoch hätte man sich eine zusammenfassende Schilderung der wichtigsten Ereignisse und ihrer Einschätzung durch die Bezirksregierung gewünscht, zumal die Quellenbasis gegeben war.

Mit großem Fleiß sind die unzähligen Einzelzüge des Verwaltungsablaufs zusammengetragen worden. Dadurch wurde die Arbeit jedoch auch mit viel Nebensächlichem beladen, das man zugunsten einer Betonung wirklicher Schwerpunkte der Administration hätte weglassen sollen. Ähnlich wie die Bergersche Arbeit leidet auch Rehfelds Darstellung merklich unter ihrem kompilatorischen Charakter, indem das Eigengewicht der behördlichen Maßnahmen und die damit verbundene Möglichkeit einer kritischen Wertung in der Fülle der mitgeteilten Einzelfakten untergehen. An dem so wichtigen Kapitel über das Schulwesen wird diese formale Schwäche besonders deutlich: Die Aneinanderreihung von Details ohne sachliche oder zeitliche Gliederung erschwert sowohl das Einordnen in den Gesamtzusammenhang als auch das Verständnis in die behördlichen Zuständigkeiten. Die sehr verdienstvollen Kurzbiographien der führenden Beamten (einschl. der Regierungs- und Landräte) stehen jedoch als reine Personenbeschreibungen zu isoliert und sagen somit wenig über die administrative (oder politische) Wirksamkeit jener Männer aus. Es ist bedauerlich, daß eine so materialreiche und dazu stilistisch ansprechende Arbeit in ihrem Bemühen, ein möglichst umfassendes Bild einer preußischen Bezirksverwaltung zu geben, durch das Zuviel an Einzelheiten über weite Strecken unscharf und auch unkritisch wirkt. Den Abschluß bilden die ausführlichen Quellen- und Literaturangaben sowie ein unentbehrliches Orts- und Personenregister. Ein Hinweis zur Zitierweise: Ein kleiner Aktenbestand des preußischen Staatsministeriums wird immer noch unter „B III/7 b“ als im Staatsarchiv Hannover befindlich aufgeführt, obwohl die Bände eindeutig die Signatur „Rep. 90“ tragen und bereits im Jahre 1965 ins Geh. Staatsarchiv nach Berlin zurückgelangen.

Peter Letkemann

Paul Rhode, *Die Königsberger Schützengilde in 550 Jahren*. Königsberg 1902. Nachdruck, hrsg. von der Schützengilde zu Königsberg, Hamburg 1968. 309 Seiten, DM 20,—.

Daß das heute noch wertvolle Buch von Rhode auf Veranlassung des letzten Königsberger Schützenkönigs Professor Erich Thiel einen fotomechanischen Neudruck erfahren hat, ist sehr zu begrüßen, doch muß der Hinweis hier genügen, daß das Buch beim derzeitigen Obervorsteher Walter Schiemann, Hamburg, Postscheckkonto 15 06 53 zum oben angegebenen Preise zu erhalten ist.

Fritz Gause

Günther D. Roth, *Das Uhrmacher- und Juweliergeschäft Walter Bistrick*. Ein Beitrag zur Firmengeschichte des Einzelhandels. Sonderdruck aus: Tradition, Zeitschrift für Firmengeschichte und Unternehmerbiographie. 14. Jahrgang, Heft 2, März 1969. 8 Seiten und 6 Abb.

Auf diesen guten Aufsatz sei hier hingewiesen, da er an einer Stelle erschienen ist, wo ihn die Heimatforschung nicht suchen wird. Andererseits ist es zu begrüßen, daß die Münchener, von Wilhelm Treue in Göttingen redigierte Zeitschrift der Geschichte dieser alten Königsberger, jetzt in München ansässigen Firma Raum gewährt hat.

Fritz Gause

Lehrer und Abiturienten des Königlichen Friedrichs-Kollegiums zu Königsberg/Pr. 1698 bis 1898. Königsberg 1898. Nachdruck Hamburg 1969 (Sonderschriften des Vereins für Familienforschung in Ost- und Westpreußen e. V. Nr. 10).

Das Verzeichnis, von dem damaligen Gymnasialdirektor Ellendt zur Zweihundertjahrfeier der Schule als Beilage zum Programm von 1898 herausgebracht, war, soweit

man sieht, nur in einem Exemplar im Nachlaß von Alexander Kurschat erhalten und ist jetzt in neuer Druckanordnung vom Verein für Familienforschung wieder herausgegeben und mit einem Namenregister versehen. Der rührige Verein hat dankenswerterweise dieses nicht nur für die Schulgeschichte, sondern auch für die Personenforschung wichtige Werk wieder jedermann zugänglich gemacht. Da es außerhalb des Buchhandels erschienen ist, sei angegeben, daß es bei der Schriftleiterin des Vereins, Frau Margot Braess, Hamburg 67, Alverseloweg 15, zu bestellen ist.

Fritz Gause

Horst Kenkel, Bauernlisten des Amtes Tilsit aus der Zeit vor und nach der großen Pest von 1709/10. Hamburg 1968. Sonderschriften des Vereins für Familienforschung in Ost- und Westpreußen e. V. Nr. 9. Selbstverlag des Vereins.

K. veröffentlicht zwei aufschlußreiche Quellen. Es handelt sich einmal (S. 57—62) um eine Aufstellung unverehelichter Bauernsöhne aus dem Amt von 1702/03, die nach Ansicht des Hg. Musterungszwecken dienen sollte (4); zum andern bietet K. (7—56) die „Specification der (alt besetzten) Bauren-, wüste und Berahmungs Huben vor und nach der Contagion“ aus dem Februar 1711 in leicht vereinfachter tabellarischer Form. Die beiden Quellen sind nach lokalen Gesichtspunkten gegliedert (vier Kreise, in ihnen die Dörfer in alphabetischer Reihenfolge). Eine auch über die Anwendung dieser Publikation hinaus hilfreiche Übersicht über die Kreise und ihre Orte geht den Listen voraus (5f.). — Der Edition steht eine knappe Einleitung über die große Pest, die Bevölkerung, das Problem der Familiennamen und die veröffentlichten Quellen voran. (1—4). Die Aufstellung von 1711 liegt im Original in Merseburg und als Fotokopie im Staatlichen Archivalager in Göttingen (StA Königsberg OstFol 376a). Es ist nicht ganz deutlich, ob der S. 70 nachgetragene Archivnachweis sich auf diese Aufstellung bezieht oder auf die Jungesellenliste von 1702/03, über die sonst keine Fundangaben gemacht werden. Ein Personennamen-Register beschließt die Arbeit.

Das reiche Namenmaterial spricht zunächst den Familienforscher an; es kann ergänzt werden aus dem jetzt neuverzeichneten Bestand des Amtes Tilsit im Etats-Ministerium des Königsberger Staatsarchivs (vgl. demnächst in dieser Zeitschr.). — Verdienstvoll sind die Bemerkungen über die Hilflosigkeit, mit der wir vor den Namensformen dieser Landschaft in philologischer Hinsicht stehen (2f., 63). Sie machen deutlich, wie notwendig eine philologische Bearbeitung und historische Interpretation dieses Materials ist, und mit welcher Skepsis alle Zuweisungen von Namensträgern zu vermeintlichen „volklischen“ oder kulturellen Gruppen auf Grund ihrer Namensformen betrachtet werden müssen, wenn solche Vorarbeiten fehlen. (Gerade daher ist es unverständlich, warum unnötigerweise im Register „Deutsche und vermutlich deutsche Namen“ und „Vermutlich polnische Namen“ getrennt aufgeführt werden). Den wichtigsten Gewinn bieten die Angaben über den Hubenbesitz. In Verbindung mit Quellen zum agrarischen Ertrag und zur Einkommens- und Preisgeschichte können sie sehr gut zur Zeichnung der Voraussetzungen bäuerlichen Lebens beitragen. Von Interesse müssen dabei auch die Organisationsveränderungen im bäuerlichen Besitz sein, die nach dem großen Sterben offenbar stattgefunden haben (z. B. Allekneiten 7, Budtkischken 9, Jägerischken 11 usw.); ebenso sollte untersucht werden, ob die Nachfolger im Besitz von Verstorbenen sich möglicherweise als Gruppe bestimmter sozialer Prägung fassen und beschreiben lassen. — Es ist zu wünschen, daß der Verein sein Unternehmen der Veröffentlichung originärer Quellen fortsetzt.

Georg Wilhelm von Brandt

Der Kreis Gerdauen. Ein ostpreußisches Heimatbuch. Zusammengestellt und bearbeitet von Oskar-Wilhelm Bachor. (Ostdeutsche Beiträge aus dem Göttinger Arbeitskreis. Band XLIII. 484 S., Stadtplan, 1 K. 1 : 100 000. Würzburg. Holzner 1968.

Bereits vor Beginn des Zweiten Weltkrieges stellte der als Heimatforscher verdiente Lehrer Oskar-Wilhelm Bachor ein Kreisbuch zusammen. Das abgeschlossene Manuskript ging in Königsberg verloren. Nach der Vertreibung nahm er auf Anregung der Kreisgemeinschaft die Arbeit wieder auf und warb Mitarbeiter für sein Werk. Sein Bemühen, wissenschaftlich einwandfreie Unterlagen zu schaffen, traf immer wieder auf eine Unsicherheit der Angaben, die in der langjährigen Trennung der Berichterstatter von dem heimatlichen Boden begründet ist. Manche Wissenslücke, durch den Tod zahlreicher Kreisangehöriger auf der Flucht und in den schweren Nachkriegsjahren entstanden, konnte trotz aller Bemühungen nicht geschlossen werden. Erst zwei Jahrzehnte nach der Vertreibung konnte die Arbeit abgeschlossen werden.

Der mit viel Liebe und Fleiß zusammengetragene Band reiht sich nach Inhalt und Form der großen Zahl bereits erschienener Kreisbücher würdig an und ist eine wertvolle Bereicherung unserer Heimatliteratur. Einen großen Teil der Aufsätze hat Bachor selbst geschrieben. Die Beiträge der 72 Mitarbeiter, die mit wenigen Ausnahmen Kreisangehörige sind, sowie die 65 Bildbeigaben vermitteln ein sehr eingehendes Gesamtbild des Kreises. Das Werk enthält teils längere Abhandlungen auf der Basis vorwiegend gedruckter Quellen, teils Darstellungen aus persönlicher Sicht der Verfasser auf Grund ihres Erlebens und ihrer Erfahrungen in systematischer Anordnung. Gegliedert ist das Buch in die jeweils aus mehreren Beiträgen bestehenden Kapitel: Vor- und Frühgeschichte, Siedlungswerk des Deutschen Ordens, Kreisgebiet in den Befreiungskriegen, Erster Weltkrieg und seine Folgen, Städte Gerdauen und Nordenburg, drei Landgemeinden, öffentliche Dienste, kulturelles Leben, Volkskunde, Wirtschaft, bedeutende Persönlichkeiten. Den Abschluß bilden lebendige Darstellungen der Schicksale des Kreises im Zweiten Weltkrieg und Erlebnisberichte über die heutigen Zustände des Kreises. Der Anhang enthält eine Übersicht über die Gemeinden, ein Quellen- und Literaturverzeichnis und ein Personen- und Ortsnamenregister. Nächst dem Bearbeiter und seinen Mitarbeitern ist die Wissenschaft dem Holzner-Verlag und dem Göttinger Arbeitskreis zu Dank verpflichtet, der dem Buch die ansprechende Form gegeben und es herausgebracht hat.

Max Meyhöfer

Irma Grünke, Das evangelische Kirchspiel Guttstadt im Ermland. (Ostdeutsche Landgemeinden und Kirchspiele 5). Treysa Selbstverlag der Verfasserin 1968. VIII u. 132 S., 2 Faltkarten.

Das Büchlein ist ein von persönlichem Erleben und Familiengeschichte durchdrungener Bericht der Geschichte eines Diaspora-Kirchspiels im katholischen Ermland. Der Vater der Verfasserin war Leiter der evangelischen Volksschule und Kantor in Guttstadt, sie selbst Lehrerin an der dortigen höheren Mädchenschule. Trotz der heute schwierigen Quellenlage ist — neben vielen sekundären Nachrichten (besonders zur Frühzeit des Kirchspiels) — viel Material verarbeitet, das man unter die Primärquellen einreihen darf: Akten der Kirchenkanzlei 1, Berlin-Charlottenburg (von 1857—1944), Erinnerungen der langjährigen, mit der Verfasserin verwandten Pfarrfrau (S. 38 ff.), briefliche Erlebnisberichte für die Zeit seit dem Ersten Weltkrieg (z. B. S. 48, 49, 52 und später) und eigene Erinnerungen. Gerade die sehr persönliche, unmittelbare Darstellung gibt authentische Eindrücke der von finanziellen und oft auch personellen Sorgen bedrängten Gemeinden, aber auch von den in den 20er und 30er Jahren lebendigen Anschauungen

und Betrachtungsweisen (man vgl. etwa S. 71, 77 und 80 die Reflexionen über die NS-Zeit). So kann das Büchlein dem Historiker, der es distanziert und kritisch heranzieht, als Quelle nützlich werden.
Klaus Conrad

Pillau, Chronik einer deutschen Stadt, bearb. von Herbert Beelte. Eckernförde 1968, keine Seitenzählung.

Als in der Unterwasserwaffenschule in Eckernförde eine Kaserne den Namen Pillau erhielt, wünschte der Kommandeur der Schule, daß seine Matrosen mit der Geschichte Pillaus in ansprechender Form bekannt gemacht würden, und der Korvettenkapitän Beelte hat sich bemüht, mit mehreren Mitarbeitern und mit Hilfe der Kreisgemeinschaft Pillau diesen Wunsch zu erfüllen. So sehr dieses Vorhaben zu begrüßen ist, so sehr ist zu bedauern, daß es so wenig gelungen ist. Gewiß darf man dieses Buch nicht wissenschaftlich werten, aber auch ein reich bebildertes, in großer Schreifschrift gedrucktes Buch, in dem Matrosen in ihrer Freizeit blättern sollen, darf nicht so viele Schreib- und Sachfehler enthalten und so viele Bilder, die man nur genommen hat, weil sie sich anboten, die aber mit Pillau nichts zu tun haben. Zwar gibt es Abbildungen (Kartenskizzen) und Passagen des Textes, die einwandfrei sind, aber leider ist das Negative nicht zu übersehen.
Fritz Gause

50 Jahre Paul Lindenau, Schiffswerft und Maschinenfabrik. 70 Seiten unpaginiert, 105 Abb. (Kiel 1969), nicht im Buchhandel erschienen.

Das vorzüglich gestaltete und reich bebilderte Buch gibt in knappen Worten einen nüchtern sachlichen Bericht von der Werft, ihren Bauten und dem Leben des Gründers, der nicht nur den Betrieb 1919 in Memel, sondern ihn nach dem Verlust aller Habe in Kiel zum zweitenmal aufgebaut hat, so daß er heute zu den angesehensten mittleren Schiffbaubetrieben gehört und zu den ganz wenigen ostpreußischen Betrieben, denen nach dem Kriege ein neuer Start geglückt ist. Die Festschrift, der Persönlichkeit des 1955 verstorbenen Gründers gewidmet, ist ein schöner Beweis für das Vertrauen, das die Firma bei ihren Kunden und ihren Mitarbeitern besitzt. Mit Recht sind nicht nur die Namen und Daten von 50 Schiffen, die die Werft seit 1953 gebaut hat, wiedergegeben, sondern auch die von 74 Mitarbeitern, die länger als 15 Jahre auf der Werft tätig sind.
Fritz Gause

Preußenland

MITTEILUNGEN DER HISTORISCHEN KOMMISSION FÜR OST- UND WESTPREUSSISCHE LANDESFORSCHUNG UND AUS DEN ARCHIVEN DER STIFTUNG PREUSSISCHER KULTURBESITZ

Jahrgang 7/1969

Nummer 4

INHALT

Rita Scheller, Die Hofprediger am preußischen Herzogshof, S. 49 — Klaus Conrad, Bericht über die Jahrestagung der Historischen Kommission, S. 54 — Buchbesprechungen S. 59

Die Hofprediger am preußischen Herzogshof

Von Rita Scheller

In den einschlägigen Werken über die preußische Hofhaltung¹ findet sich recht wenig über die Stellung der Hofprediger am Königsberger Hof. Dies ist vor allen Dingen durch die schlechte Quellenlage begründet². Die Angaben über die Hofprediger müssen sich daher in erster Linie auf zwei Werke aus dem 18. Jahrhundert beziehen: einerseits auf die fünf handschriftlichen Bände, die Quandt zusammengestellt hat³, andererseits auf das 1777 von Arnoldt veröffentlichte Buch⁴.

Arnoldt schreibt über die Schloßkirche: „An derselben haben ehemals nur zwei Prediger gestanden, davon der erste schlechthin ‚Hofprediger‘, der zweite aber ‚Schloßdiaconus‘ genannt wurde; nachher haben beide das Praedicat eines Hofpredigers erhalten und heißet der erste zum Unterschied Oberhofprediger, der andere zweiter Hofprediger, wozu gegen Ende des vorigen Seculi⁵ ein dritter

¹) Bei der vorliegenden Abhandlung handelt es sich um einen Auszug aus einer Göttinger Dissertation, deren Hauptteil in den „Studien zur Geschichte Preußens“ im Grote-Verlag, Bd. 13, 1966 erschienen ist.

Thielen, Peter G.: Die Kultur am Hofe Herzog Albrechts von Preußen, 1525—68, Göttingen 1953. Hubatsch, Walther: Albrecht von Brandenburg-Ansbach, Heidelberg 1960. Petersohn, Jürgen: Markgraf Georg Friedrich von Brandenburg-Ansbach und Bayreuth als Herzog in Preußen 1578—1603, Phil. Diss. Bonn 1959. Gundermann, Iselin: Herzogin Dorothea von Preußen, Köln 1965. Rhesa, Ludwig: Kurzgefaßte Nachrichten von allen seit 1775 an den evangelischen Kirchen in Ostpreußen angestellten Predigern, Königsberg 1834.

²) Fast keine Angaben im Herzogl. Briefarchiv, auch in Etatsministerium 37—43 (Geistliche Sachen) nur wenig zum Thema, z. B. EM 39/18 betr. Oberhofprediger nur ein Verweiszettel.

³) Quandt, Msc. Nr. 18 im Staatlichen Archivlager, o. D. (18. Jh.).

⁴) Arnold, D. Daniel: Kurzgefaßte Nachrichten von allen seit der Reformation an den Lutherischen Kirchen in Preußen gestandenen Predigern, Königsberg 1777.

Kommissionsverlag: Elwert'sche Universitäts- und Verlagsbuchhandlung
355 Marburg (Lahn), Reitgasse 7/9

Einsendung von Manuskripten erbeten an Dr. Forstreuter, 34 Göttingen, Merkelstraße 3 oder Dr. Gause, 43 Essen, Saarbrücker Straße 107, von Buchbesprechungen an Dr. Benninghoven, 34 Göttingen, Merkelstraße 3.

Gedruckt mit Unterstützung der Stiftung Preußischer Kulturbesitz
bei Gerhard Rautenberg, 295 Leer (Ostfriesland)

Hofprediger gekommen. Bis 60 Jahre etwa nach der Reformation ist es schwer zu sagen, wer der erste und wer der zweite Prediger zum Schloß gewesen, da manche zu gleicher Zeit gelebt und dasselbe Amt bekleidet zu haben scheinen. Es mag demnach damals kein großer Unterschied gemacht sein unter den Hofpredigern, sondern alle mögen im Gehalt gleich gestanden, auch wohl mit den Arbeiten gewechselt haben, wie denn auch der Markgraf mehr denn einen Hofprediger zuweilen gehalten haben mag, um bey vorfallenden Reisen oder zur Pestzeit außerhalb Königsbergs sich eines derselben bedienen zu können⁶.

An Hand von Quandt, Arnoldt und der Altpreußischen Biographie läßt sich folgendes über die einzelnen Hofprediger sagen:

D. Paulus Speratus: wird 1524 Hofprediger, 1530 Bischof von Pomesanien⁷.

Bernhard Rüdiger: etwa 1526 Prediger an der Schloßkirche, jedoch nicht mehr ab 1532, lebt 1552 als „privatus“ (A 4)⁸.

Georg Döring: ab 1527 bis zu Sperati Abzug Schloßdiacon, danach bis zu seinem Tode im Jahre 1559 Hofprediger (Q 20, A 4).

Johann Pauli: um 1533 Hofprediger, später Pfarrer in Auklitten und Erzpriester⁹ in Rastenburg (A 5).

Jakob Möller: um 1541 Hofprediger, vorher (ab 1531) Prediger des großen Hospitals, ab 1543 Pfarrer in Loebenicht (A 5).

Nicolaus vom Hoff: um 1541 Hofprediger, vorher Cantor in Bartenstein (A 5).

Magister Johann Tetzl oder Tezilius aus Hammelburg in Franken, wurde von D. Luther nach Preußen geschickt, ab 1544 Hofprediger, starb 1552 (Q 23, A 5).

M. Bonaventura vom Stein, auch Petrejus genannt, ein Königsberger, war 1548 Schloßprediger, eine Zeitlang Professor, 1550 Erzpriester in Rastenburg (A 5).

M. Johannes Funck: Pfarrer der Altstadt, ab 1548 oder Januar 1549 Hofprediger, ab 1552 wieder Pfarrer in der Altstadt, gehörte zu den Anhängern Osianders und trat damit in Gegensatz zu der Mehrzahl der preußischen Geistlichen. Durch die Hilfe der polnischen Kommissare erreichten es seine kirchlichen und politischen Feinde, daß er mit den Räten Horst und Schnell nach einem summarischen Verfahren öffentlich hingerichtet wurde.

Bestallung zum Hofprediger sub dato 14. 12. 1547; er sollte folgendes erhalten: jährlich 100 Florin, freie Wohnung oder entsprechendes Mietgeld, ein

⁵) Also vor 1700.

⁶) Arnoldt, S. 3 f.

⁷) Leider war die Altpreußische Biographie bei der Niederschrift des Manuskripts noch nicht abgeschlossen, so daß sie sich gerade für wichtige Hofprediger wie Speratus, Voit, Wedemann nicht heranziehen ließ. Zu Speratus vgl. auch Hubatsch, S. 169—82, 211—14; Quandt 20, Arnold 4.

⁸) Quellenangaben in Klammern hinter dem eigentlichen Text, A = Arnoldt, Q = Quandt, B = Altpre. Biographie.

⁹) Erzpriester: Vorsitzender eines ev. Kirchenkreises in Preußen; dieser Titel ist durch Kabinettesorder v. 4. 8. 1806 durch den Titel „Superintendent“ ersetzt worden.

Hofkleid wie die anderen fürstlichen Räte, 1 Last Malz, 20 Scheffel Korn, 1 Ochsen, 1 Schwein (Q 23, A 5, B)¹⁰.

Johann Bomgartner: in den fünfziger Jahren Hofprediger, doch 1553 Pfarrer in Postnicken (A 5).

M. Christop Langner (auch Longinus oder Grötzer genannt), aus Goldberg in Schlesien gebürtig, Rektor des Lyzeums in Liegnitz, Prediger in Goldberg, 1554 Hofprediger in Königsberg, im August „removiret und captiviret“ im Zuge der Osiander-Streitigkeiten; darauf Hofprediger in Schwerin, 1560 Oberpfarrer in Liegnitz, dort 1566 „enturlaubet“, soll dann wieder in die Altstadt gekommen sein (A 5, Q 23).

M. Ottomar Epplin (Eplinus) aus Schwaben, Oberpfarrer in Görlitz, wegen Bigamie dort entlassen, kam 1555 als Hofprediger nach Königsberg und starb dort 1567 (Q 24, A 6)¹¹.

M. Johannes Scirus oder Eichhorn aus Nürnberg, ab 1547 Professor in Königsberg, von 1557—1559 Hofprediger. 1564 an der Pest gestorben (A 6, Q 25).

M. Georg oder Johann Weigel aus Breslau; Ende 1561 oder 1562 Hofprediger, später des Crypto-Calvinismus beschuldigt und wohl deswegen entlassen. 1583 Prediger zum Hl. Geist in Breslau, starb dort 1584.

D. David Voit, geb. 1530 in Ronneberg/Thüringen, 1550 Phil. Mag. in Wittenberg, danach Prof. der griech. Sprache zu Jena, 1558 als Prof. Theol. Primarius nach Königsberg berufen, traf aber erst nach seiner Promotion in Wittenberg im Jahre 1560 in Preußen ein. Im März 1563 wurde er fürstl. Hofprediger, später auch Rat und Beichtvater des Herzogs, blieb bis zu dessen Tode im März 1568 bei ihm. Ging 1571 in seine Heimat, kam nach neun Monaten wieder, zog im Januar 1573 endgültig fort und wurde später Prediger in Danzig. Bestallung des Predigers D. David Voit: 100 Fl., 40 Scheffel Korn, 1 Last Malz, 1 Ochse, 15 „Eht“ und ein ziemliches Kleid, dazu ein Häuselein, das ihm zu erblichem Eigentum überschrieben werden soll (Q 26, A 7)¹².

¹⁰) Vgl. auch Hubatsch, S. 169—82, 211—14 betr. Funcks Rolle im Osianderstreit; weitere Angaben RE³ VI, S. 320 ff. mit Schriftenverzeichnis, Religion in G + G² II, S. 836.

¹¹) F. Gause, Die Geschichte der Stadt Königsberg, Bd. 1. Köln 1965, S. 270 f.

¹²) Gregor Möllers Annalen (in Acta Borussica 1), Königsberg 1730, S. 79—81: Albrecht Friedrich hätte es gern gesehen, daß sein Hofprediger Voit Bischof von Samland wird, doch die Geistlichkeit, besonders Johannes Wedemann, stimmten für Heshusius und warfen dem jungen Herzog vor, falls er an seiner Wahl festhalte, sei es ein Zeichen dafür, daß „er einer anderen Sekte angehöre“, denn Voit stand in dem Verdacht, ein Anhänger Melancthons zu sein. Nach der Wahl seines Gegners wollte Voit Preußen verlassen, wird aber von Albrecht Friedrich zurückgehalten, weil er nicht möchte, daß der Beichtvater seines Vaters in der Fremde Geheimnisse verrate. Als Voit in seine Heimat zieht, verbessert ihm Albrecht Friedrich die Besoldung. Zum Ärger der Geistlichen wird Voit bei seiner Rückkehr nach Preußen wieder von Studenten eingeholt. Vgl. auch Voit, Acta Borussica 5, Königsberg 1730, S. 615—17. In Albrechts Leichenpredigt widerlegt Voit, daß Herzog Albrecht katholisch gestorben sei. Vgl. dagegen die Schildchen zu einem Gemälde Albrechts im DO-Zentralarchiv in Wien, daß A. rekonvertiert sei!

M. Johannes Wedemann aus Erfurt, nach dem Tode Herzog Albrechts berufen, vorher Prediger bei den Grafen zu Henneberg und 1562—1568 bei den Herzögen von Sachsen. Unterschrieb 1579 die Concordienformel (Q 24, A 7).

M. Sebastian Artomedes (Brotsorg), geb. 1544 in Langenzenn in Franken, 1562 Student in Wittenberg, 1567 Magister, dann Rektor der Schule zu Crailsheim, 1572 Hofprediger des Markgrafen Georg Friedrich zu Ansbach, kam als dessen Beichtvater 1578 nach Preußen. Hielt die Predigt bei der Bestattung von Georg Friedrichs Gemahlin Elisabeth, ab Mai 1579 Pfarrer im Kneiphof. Starb 1602 in Königsberg. (B, Q 18 und 27, A 47, wo er nicht als Hofprediger, sondern als Kneiphöfischer Pfarrer aufgezählt wird.)

M. Martin Henrici: War wahrscheinlich nur Schloßdiacon, unterstützte aber den alten Wedemann und wurde als Fürstl. Hofprediger 1558 zum Konzil nach Wilna entsandt, starb 1585 (A 7).

D. Paulus Weiß, geb. 1548 in Strehlen, Schlesien; promovierte 1585 in Tübingen; seit 1589 Oberhofprediger in Königsberg. Hielt am 13. März 1593 die erste Predigt in der Schloßkirche, als sie von Artomedes eingeweiht wurde. Bei dem Beilager der Prinzessin Anna im Jahre 1594 hielt er die Hochzeitspredigt. Er starb 1612. Sowohl sein Sohn als auch sein Enkel wurden Erzpriester in Preußen (A 8, Q 27).

D. Johannes Behm, geb. 1578 in Königsberg, 1601 Bac. in Leipzig, 1602 Phil. Mag. in Wittenberg, 1608 Theol. Doktor, 1609 a. o. Prof. Theol. in Königsberg, 1610 Nachfolger des emeritierten Oberhofpredigers D. Weiß. Eingeführt in Gegenwart des Herzogs Albrecht Friedrich und des Herzogs Wilhelm von Kurland (der mit Sophie, einer Tochter Albrecht Friedrichs, vermählt war). Anfangs noch gewisser calvinistischer Tendenzen verdächtigt, war er doch ein Menschenalter lang neben seinem fanatischen Kollegen Mislenta der Wortführer des Widerstandes der orthodoxen lutherischen Kreise gegen die Reformierten und gegen die Bestrebungen der Kurfürsten Sigismund und Georg Wilhelm, dem reformierten Bekenntnis in Preußen Eingang zu verschaffen. Sein Hauptgegner war der kurfürstliche Hofprediger Bergius, dem er in Disputationen, Streitschriften und Predigten entgegentrat. Seine Einführungspredigt in der Schloßkirche hielt er über das Thema „Hic toto pectore abhorrere a Calviniansibus“. Als am 26. März 1617 zum ersten Male Brotbrechen nach calvinistischem Ritus gefeiert wurde, hielt Behm eine scharfe Predigt. Erst während seiner letzten Lebensjahre wurde er nachgiebiger und trat unter dem Einfluß seiner Söhne und Schwiegersöhne der ausgleichenden Calixtinischen Bewegung nahe. Er starb 1648 (B, Q 28, A 8). Behm gehört zu den wenigen Hofpredigern, die aus Königsberg stammen und nicht von auswärts berufen wurden.

Verzeichnis der zweiten Hofprediger.

Georg Fischer: ab 1569 nachweisbar, Schloßkaplan genannt, ging im Mai 1573 von Königsberg nach Marienburg, starb dort 1591 als Prediger (A 11).

M. Johann Werner: vorher Pfarrer zu Caymen, ab 1573 Diacon am Schloß, machte 1575 seinen Magister, wurde 1581 entlassen, 1584 Pfarrer in Lichtenhagen, starb durch Selbstmord (A 11).

M. Georg Besserer: 1582—1584 Schloßdiacon, zuvor Hofprediger in Ansbach (A 11).

M. Jakob Ziegler aus Leipzig, ab 1576 Rektor des Thorner Gymnasiums, ab Juni 1584 Diac. aulie, starb Dez. 1595 (A 11).

Jakob Sethus, seit 1588 Pfarrer in Neuhaus, 1596 Ankunft als Schloßprediger, 1622 emeritus, 1631 gestorben.

Da die Stelle des dritten Hofpredigers erst 1688 eingerichtet wird, kommt sie für uns nicht mehr in Betracht. Von den reformierten Hofpredigern gehört nur noch der bereits erwähnte Bergius in unsere Zeit¹³.

M. Johannes Bergius, geb. 1587 in Stettin, studierte in Wittenberg, Straßburg, Cambridge, Oxford, Paris und Leyden. Wurde 1614 a. o. und 1617 ordentlicher Professor der Theologie in Frankfurt (Oder). Von Kurfürst Johann Sigismund zum Hofprediger berufen, wirkte er bei dessen Anwesenheit in Preußen kurze Zeit an der jungen reformierten Gemeinde in Königsberg, die sich in einem Saal des Schlosses zu Gottesdiensten zu versammeln pflegte, während die Schloßkirche weiter von der lutherischen Gemeinde benutzt wurde. 1620 kam er im Gefolge Georg Wilhelms noch einmal nach Königsberg. 1622 gab er seine Professur endgültig in Frankfurt auf und siedelte als Hofprediger nach Berlin über. Die Mehrzahl seiner hinterlassenen Schriften sind Predigten, darunter mehrere Leichenpredigten auf die Mitglieder der kurfürstlichen Familie. Obwohl die Kurfürstin Anna bis zu ihrem Tode am lutherischen Bekenntnis festgehalten hatte, predigte Bergius bei ihrer Trauerfeier in Berlin. Im Gegensatz zu den Leichenpredigten lutherischer Pastoren ist Annas Predigt unpersönlich und berichtet an biographischen Einzelheiten nur, daß die Kurfürstin fünf Wochen vor ihrem Tode von einem heftigen Fieber befallen sei; den Hauptinhalt der Predigt bildet das Lob auf Annas treuen Glauben¹⁴. Bei der Trauerfeier in Königsberg widerlegte der preußische Hofprediger Behm die Predigt seines Kollegen in zahlreichen theologischen Punkten.

Während Pastor Bergius' Streitschriften anfangs stark polemischer Natur waren, wurden sie mit zunehmendem Alter immer maßvoller und versöhnlicher. Er starb 1658 in Berlin (B).

Bemerkenswert ist, daß die Hofprediger aus Schlesien, Pommern und dem Altreich nach Preußen berufen werden. Man sieht daran, daß das Luthertum keine Landesgrenzen kannte. Neben verdienten und gelehrten Geistlichen finden sich aber auch solche, die ihre alte Pfarre aus moralischen (z. B. Bigamie) oder dogmatischen (Rechtfertigungs- und Abendmahlslehre, „Philippisten“) Gründen verlassen mußten. Da die Auswahl an Predigern so weit oben im Nordosten auch nach der Gründung der Königsberger Universität (1544) anfangs noch nicht sehr groß war, wurden auch solche Pfarrer angenommen, die andernorts entlassen waren. Über die große Entfernung hinweg ließ sich sowieso schlecht klären, ob der betreffende Geistliche Opfer von intoleranten Fürsten und Gemeinden wurde oder ob seine Amtsentsetzung berechtigt war.

¹³) Näheres über die refor. Hofprediger vgl. Thadden, Rudolf von: Die brandenburgisch-preußischen Hofprediger im 17. und 18. Jahrhundert, Berlin 1959.

¹⁴) Leichenpredigt, Berlin 1625 (UB Göttingen, con. fun. II).

Bericht über die Jahrestagung der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung in Kiel

Von Klaus Conrad

Die Jahrestagung der Historischen Kommission, die in diesem Jahr Prof. Riemann vorbereitet hatte, fand vom 11. bis 12. Oktober im Hebbelsaal der Universität Kiel statt.

Sie begann am 11. 10. vormittags mit der vom Vorsitzenden Dr. Koeppen geleiteten Mitgliederversammlung. Dr. Koeppen berichtete über die Tätigkeit der Kommission und gab einen Überblick über den Stand der Arbeitsvorhaben¹. Von den vor Kriegsende erschienenen, sehr seltenen ersten drei Lieferungen des zweiten Bandes der Altpreußischen Biographie wurde ein Nachdruck durchgeführt. Der lang erwartete, die Jahre 1962—1966 umfassende neue Band der Bibliographie von E. Wermke konnte der Mitgliederversammlung jetzt vorgelegt werden. Kurz vor dem Erscheinen steht Bd. V 1 des Preußischen Urkundenbuches. Bd. 7 der SS. rer. Prussicarum (bearb. von U. Arnold) befindet sich im Druck, ebenso Bd. 3 der Geschichte von Königsberg von F. Gause, der z. Z. das Register zu allen drei Bänden bearbeitet. In der Reihe der „Veröffentlichungen aus den Archiven Preuß. Kulturbesitz“ erschien als Bd. 2 die Edition des Pfennigschuldbuches der Komturei Christburg von H. Wunder; der von S. Dolezel bearbeitete 1. Band der Staatsverträge des Herzogtums Preußen mit Polen soll noch in diesem Jahr als Bd. 4 der Reihe herauskommen. Außerdem ist für die Reihe vorgesehen die Arbeit von B. M. Rosenberg, Die ostpreußischen Abgeordneten der deutschen Nationalversammlung in Frankfurt 1848/49.

Dr. Koeppen berichtete ferner über die Bemühungen zur intensiveren Erschließung der Bestände des ehem. StA. Königsberg durch Sicherheitsverfilmung, durch Ordnung und Verzeichnung (bes. Bestand des Etats-Ministeriums) und durch Quellenpublikationen. An der Gestaltung zweier Kulturfilme waren Kommissionsmitglieder beteiligt: Dr. Benninghoven an dem im Verlauf der Tagung gezeigten Film über den Deutschen Orden, Prof. Gause an einem Film über Königsberg.

Auf den Tätigkeitsbericht des Vorsitzenden folgten die Berichte des Kassensführers und des Kassensprüfers. Die Kommission entlastete den Kassensführer.

Zu ihrem Ehrenmitglied wählte die Kommission Prof. Dr. Harry Scholz, zu ordentlichen Mitgliedern die Herren Dr. Lackner, Dr. Lückerath, Dr. Meinhardt, Prof. Dr. Motekat, Dr. Mühlpfordt, Dr. Tolksdorf, zum korrespondierenden Mitglied Herrn Kniess. Als nächster Tagungsort wurde Frankfurt (Main) bestimmt, der Termin (Herbst) soll möglichst bald mitgeteilt werden. Die Kommission beschloß auf Antrag von Prof. Hubatsch, den Aufbau einer Abteilung Prussica an der Staatsbibliothek Pretoria zu unterstützen.

Es folgten Arbeitsberichte einzelner Mitglieder: Dr. Arnold legte die Neuerscheinungen der Reihe „Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen

¹) Hier nur aufgeführt, soweit nicht weiter unten in den Arbeitsberichten der einzelnen Mitglieder erwähnt.

Ordens“ vor: die Hochmeisterbiographien von W. Nöbel (Michael Kuchmeister), C. A. Lückerath (Paul v. Rusdorf) und K. Oldenhage (Erzhz. Max Franz), die Arbeiten von H. Limburg (Die Hochmeister des Deutschen Ordens und der Kommendenverband Koblenz) und Ch. Probst (Der Deutsche Orden und sein Medizinalwesen in Preußen). Im Umbruch fertig ist das Regestenwerk von Pater Dr. Klemens Wieser (Nordosteuropa und der Deutsche Orden, Bd. 1), für das nächste Jahr sind u. a. ein Aufsatzband von E. Maschke und die Bibliographie des Deutschen Ordens von K. H. Lampe zu erhoffen.

Frau Dr. Gundermann sprach über die von ihr in Angriff genommene Edition ostpreußischer Kirchenvisitationsrezesse. Im Vergleich mit den schon edierten Rezessen Pommerns und Brandenburgs erweist sich das für Ostpreußen erhaltene Material als besonders reichhaltig und wertvoll, gerade auch für die Besitzentwicklung einzelner Orte. Seit 1528 bis zum Dreißigjährigen Krieg fanden solche Visitationen regelmäßig statt. Die Berichte sind größtenteils noch vorhanden. Eine zweite Gruppe von Berichten hat sich für die Zeit von 1853 bis 1944 vor allem im Archiv des ehem. Ev. Oberkirchenrates in Berlin erhalten. Die Materialsammlung für diese zweite Gruppe ist im wesentlichen abgeschlossen. Mit dem Druckbeginn ist demnächst zu rechnen.

Dr. Benninghoven erläuterte den Plan eines Tafelwerks der im Staatlichen Archivalager Göttingen liegenden Siegel. Mit der Materialsammlung soll im folgenden Jahr begonnen werden.

Dr. Conrad gab einen Überblick über die Kommissionsbibliothek, die sich aus einem im Zeitschriftenaustausch heranwachsenden Teil und einem alten, besonders Westpreußen betreffenden Bestand (rund 330 Bände) zusammensetzt.

Frau Dr. Poschmann berichtete über den Stand der Arbeiten am Samländischen Urkundenbuch, das sie von Prof. Schmauch übernommen hatte. Die Handfesten sind abschriftlich jetzt vollständig erfaßt, das Register zu Bd. 1 verzettelt.

Dr. Weise konnte das Register zu Bd. 3 der Staatsverträge des Deutschen Ordens vorlegen. Verhandlungen über die Finanzierung eines Neudrucks von Bd. 1 sind fortgeschritten. Bd. 1 der Staatsschriften des Deutschen Ordens liegt im Umbruch vor, das Register ist fertiggestellt.

Prof. Dr. Wenskus kündigte die zweite Lieferung des Atlaswerkes an, welche die Situation im 17. Jh. darstellen soll (Feuerstellenkarte, Karte der Siedlungsqualität, Kirchspielkarte, Verwaltungskarte). Für die dritte Lieferung sind vorgesehen Karten der Burgwälle, der Kirchengründungen östlich der Weichsel und über Herkunft und Studienorte preußischer Studenten im Mittelalter.

Über den Stand der Arbeiten an den Preußischen Landesordnungen des 16. und 17. Jhs. berichtete Dr. Wermter. Das Material des ermländischen Teils ist gesammelt, für die beiden anderen Teile wurde mit der Sammlung begonnen, doch fehlen hier Mitarbeiter. Dr. Wermter konnte außerdem einen neuen Band der Zeitschrift des ermländischen Geschichtsvereins ankündigen, der sich z. Z. im Druck befindet.

Die am Samstagnachmittag beginnende Wissenschaftliche Tagung leitete Prof. Dr. Riemann mit einem Vortrag über Wortgeographie und Besiedlungsgeschichte

Altpreußens ein. Die Wortgeographie vermag die Bevölkerungsstruktur Altpreußens vielfach aufzuhellen, in ihrer Schichtung widerzuspiegeln und binnenländische Kulturströmungen sichtbar zu machen. Eine Grundschicht bildeten das im 17. Jh. als Sprache erloschene, aber in zahlreichen Restworten fortlebende Altpreußische, das zum baltischen Zweig der indogermanischen Sprachen gehörte, und westlich der Weichsel das im Kaschubischen fortbestehende Pomoranische. Darüber legte sich die mächtige Schicht deutschen mundartlichen Wortgutes. Bestimmend war das Niederdeutsche, dessen Mundarten im größeren Teil des Landes gesprochen wurden. Es gab landschaftliche Unterschiede entsprechend der Herkunft der Siedler. Vieles im Wortschatz deutet auf niedersächsische, west- und ostfälische, sogar rheinische Herkunft der Siedler. Eingebettet darin lag im mittleren Ostpreußen die mitteldeutsche Mundartinsel, in ihrem Ostteil das „Breslausche“ genannt, in deren Wortschatz manches auf die Niederlausitz und Niederschlesien als Heimatgebiet der mittelalterlichen Siedler hinweist. Einwanderer späterer Zeit brachten neues Wortgut, so im 16. Jh. die Mennoniten im Weichselgebiet niederländisches, im 18. Jh. mittel- und oberdeutsche Siedler Wortgut ihrer Heimat. Manche Lehnworte wurden aus den baltischen und slawischen Nachbarsprachen übernommen. Bei dem slawischen Wortgut findet sich manches nur in kleinen, begrenzten Bereichen; es stammt vielfach nicht aus dem Hochpolnischen, sondern aus anderen slawischen Sprachen, wie dem Masurischen oder Kaschubischen. Litauische Lehnworte haben sich mit der Einwanderung litauischer Siedler im Nordosten Ostpreußens im 15./16. Jh. eingebürgert. Mit seiner vielfachen Schichtung gehörte der deutsche Nordosten zu den interessantesten deutschen Sprachlandschaften. An ihm lassen sich Vorgänge des Zusammenschmelzens verschiedener sprachlicher Komponenten und der Einflüsse ständiger Berührung mit fremden Nachbarsprachen beispielhaft studieren.

Es folgte der Vortrag von Dr. A. Schönfeldt: Nordostdeutsche Mundartforschung in historischem Überblick. Einen wichtigen Anstoß für die deutsche Mundartforschung gab Richeys *Idioticon Hamburgense* (1743). Angeregt dadurch erschien in Preußen bereits 1759 ein kleines *Idioticon* (von C. Bock) und 1785 G. Hennigs *Preußisches Wörterbuch*, das die allgemeinen Probleme der Mundartforschung in seiner Einleitung schon klar umriß. Bis zur Mitte des 19. Jhs. konzentrierte sich das Interesse aber vor allem auf das Verhältnis von Hochsprache und Mundart. Die Arbeit, durch welche die preußische Mundartforschung erst voll in Gang kam, war J. A. Lehmanns Versuch, die Mundarten der Provinz Preußen voneinander abzugrenzen (*Preuß. Prov. Bl.* 1842). Am weitesten fortgeschritten ist seither die Beschreibung der Mundarten durch Mundartgrammatiken. Leider blieben die wissenschaftlich wertvollen Arbeiten E. Förstemanns der preußischen Mundartforschung nahezu unbekannt. Wichtige Einzelresultate brachten Arbeiten aus dem ersten Viertel des 20. Jhs. (Regehr, Mitzka, Wagner, Semrau), doch leiden sie unter der Anordnung der Lautlehre nach dem Lautinventar der (angenommenen) westgermanischen Sprache. Die Abgrenzung der Mundarten wurde besonders seit Ende des 19. Jhs. vorangetrieben. Eine exakte Abgrenzung des Hochpreußischen nahm zuerst J. Stuhmann (1895) vor. Hier wurden vor allem die zahlreichen Arbeiten von W. Mitzka wichtig. Ein Nachteil all dieser Forschungen ist

es, daß sie — wie überhaupt die deutsche Dialektgeographie — einseitig auf lautlichen Unterschieden aufbauen. Seit Lehmann versuchte man, sprachliche Unterschiede auf die Herkunft der Siedler zurückzuführen. Heute kann man durchaus historische Siedlungsvorgänge mit Hilfe sprachlicher Materialien untermauern, nicht allerdings ohne Hilfe andersartiger Quellen rekonstruieren. Zahlreiche Einzeluntersuchungen gibt es über die fremdsprachlichen Einflüsse auf die preußischen Mundarten (Altpreußisch, Holländisch, Slawisch, Litauisch). Es fehlt aber bisher eine zusammenfassende Bearbeitung, die erst eine Bewertung der Einflüsse ermöglichen könnte. Beginnend bei Frischbier hat sich eine enge Verbindung von Mundartforschung und Volkskunde entwickelt. Während das Wörterbuch von Frischbier sprachliches Material und volkskundliche Realie noch sorgfältig trennte, behandelte sie Ziesemer gleichwertig nebeneinander.

Als eine wichtige Aufgabe der künftigen Forschung sah der Vortragende trotz des Aussterbens der preußischen Mundarten die Untersuchung der Beziehung zu den Nachbarsprachen an, namentlich auch auf Grund des in Kiel lagernden Materials.

Dr. U. Tolksdorf sprach sodann über Ermländersiedlungen in der Eifel (zur Frage des Fortlebens ostdeutschen Volksguts in neuer Heimat). Geschlossene bäuerliche Neusiedlungen waren in der Nachkriegszeit ein Sonderfall. Doch ist der bäuerliche Bereich im Vergleich zu anderen leichter überschaubar, zudem in seinen Wandlungen langsamer. 1950 wurde der ehemalige Luftwaffenübungsplatz Ahrbrück in der Eifel wiederbesiedelt, und zwar vor allem durch Ermländer aus schleswig-holsteinischen Flüchtlingslagern. Eine besonders starke verbindende Kraft erwies in dieser Volksgruppe das tradierte religiöse Brauchtum, zumal da die Siedler einen Pfarrer aus ihrer Heimatdiözese erhalten hatten. So gewannen im kirchlichen Leben die Ermländersiedlungen eine Sonderstellung gegenüber ihrer Umwelt. Verstärkt wurde das Zusammengehörigkeitsgefühl neben dem Bewußtsein gemeinsam erlittenen Schicksals und gemeinsamer religiöser Sonderformen auch durch das gemeinsame Aufbauwerk im neuen Lebensbereich. Soziologisch gesehen handelt es sich um das Verhalten einer geschlossenen, primären Minderheit gegenüber einer anderen ethnischen Mehrheit. Zunächst kam es, ausgelöst durch die Reizwirkung des Gegensatzes der Volkstumsgruppen, bis etwa 1959 zu einer starken Brauchtumssteigerung, besonders im Bereich des Gemeinschaftsbrauchtums, und zwar sowohl bei der Eifler Bevölkerung wie bei den Ermländern. Da sich hierdurch die Gegensätze jedoch eher verstärkten, wurde in den folgenden Jahren die gemeinschaftliche Brauchtumsübung fast ganz aufgegeben. Die Brauchtumspflege verlagerte sich auf das Familienleben, um nur bei besonderen Anlässen (Hochzeit u. a.) — hier allerdings oft demonstrativ — an die Öffentlichkeit zu treten. Dabei waren es dann häufig Äußerlichkeiten, die als „ermländisch“ empfunden, betont und gepflegt wurden. Gegenüber den sie umgebenden Volkstumsgruppen beharrte die Minderheit stärker bei ihren altertümlichen Kulturgütern (z. B. Bauern- und Wetterregeln). Der Erinnerungskult ließ daneben Brauchtümer — aber auch die alte Mundart — neu aufleben, wobei folkloristische Züge, von Presse, Funk und Fernsehen mit Interesse verfolgt,

besonders hervortraten. War eine Angleichung der Volksgruppen im Bereich des überkommenen Brauchtums kaum feststellbar, so vollzieht sie sich doch allmählich auf anderer Ebene durch die Anpassung aller an die Normen und Güter der Industriegesellschaft. Dabei kommt es allerdings auch zu Neuformen — oft modischer Art —, die Beziehungen zum Geschichtlichen betonen. Gerade sie aber werden es der jüngeren Generation ermöglichen, der neuen Heimat offener und positiver gegenüberzutreten.

Der Tag endete mit einer von Prof. Dr. Riemann gestalteten Abendveranstaltung in den Räumen der Studio-Bühne der Universität: Königsberger Dichtung und Musik des Barock. Prof. Riemann gab eine Einführung in den Königsberger Dichterkreis um Simon Dach, las Gedichte und trug zur (Knickhals-)Laute Lieder des Freundes von Dach, des Komponisten Heinrich Albert, vor. Im Wechsel mit ihm sang ein Auswahlchor unter Leitung von Dr. W. Wittrock mehrstimmige Sätze desselben Komponisten, darunter Teile seiner „Musicalischen Kürbis-Hütte“.

Am Sonntagvormittag führte zunächst Dr. I. Gundermann in ihrem Lichtbildervortrag „Albrecht von Brandenburg-Ansbach und die Kultur seiner Zeit“ die Kommission und ihre Gäste nochmals vor die wertvollsten und aufschlußreichsten Stücke der Bonner Herzog-Albrecht-Ausstellung des vergangenen Jahres. Anschließend wurde der Film „Schwarzes Kreuz auf weißem Mantel. Kulturleistungen des Ordensstaates“ gezeigt, an dessen Drehbuch Dr. Benninghoven mitgewirkt hatte.

Die Tagung schloß mit dem Vortrag von Prof. Dr. H. Patzke: Der Deutsche Orden in der deutschen und polnischen Geschichtsschreibung des Mittelalters, mit dem er durch nüchterne Betrachtung des Verhältnisses von Ordensstaat und Polen in der Sicht der Vergangenheit modernen Emotionen entgegenwirken wollte. In der Zeit vor Tannenberg standen die preußisch-livländische und die polnische Geschichtsschreibung einander als zwei isolierte Informationskreise gegenüber. Die Geschichtsschreibung des Deutschen Ordens, die in der spätmittelalterlichen Historiographie eine gewisse Sonderstellung einnimmt, war, beginnend bei Dusburg, vor allem Darstellung des Heidenkrieges. Sie entwickelte sich bei Wigand von Marburg und in der livländischen Reimchronik zur ritterlichen Heldendichtung. Dusburgs *Chronicon terrae Prussiae*, das in einer Zeit der Bedrohung der Selbständigkeit des Ordensstaates durch den Streit um den Peterspfennig entstand, rechtfertigte den Ordensstaat in theologisch-alttestamentarischer Beweisführung und stellte seine Entstehung als Wunder dar. Er schuf so eine Tradition theologischer Argumentation in einer Zeit, die gewohnt war, juristisch zu argumentieren. Ein Bewußtsein für die staatsbildende Leistung des Ordens entstand nicht.

Für die frühe polnische Geschichtsschreibung stand zunächst Preußen noch stark im Blickpunkt. Dem Gallus Anonymus waren Prußen und Pomoranen *ferocissimae nationes*, die es zu unterwerfen galt. Über ihre Einfälle und die Kriege mit ihnen wird ausführlich berichtet, und man rühmt sich der Zahl der erschlagenen Heiden. Verhältnismäßig wenig Kenntnis nahm aber die Geschichtsschreibung bis in die Zeit Władisław Lokieteks vom Deutschen Orden. Die Kämpfe mit Litauern und Tataren beanspruchten damals das Interesse in stärkerem Maße.

Zu einem Quellenaustausch kam es nach Tannenberg, als den Polen zahl-

reiche Ordensquellen in die Hand gefallen waren. Vor allem verwendete Długosz für seine polnische Geschichte Werke der Ordensgeschichtsschreibung. Długosz schrieb nationale Geschichte von hohem Rang. Für ihn war das Erscheinen des Deutschen Ordens ein historisches Verhängnis, mit der Berufung fügte Konrad von Masowien Polen schweren Schaden zu. Dennoch hat auch Długosz nicht die gesamte Ordensgeschichte ins Negative verdreht. Auch für ihn blieben etwa die Prußen gefährliche Barbaren. Die Ordensgeschichtsschreibung nach 1410 litt unter dem Zwiespalt des Bewußtseins nach Wegfall der Aufgabe des Heidenkampfes. Sie stellte den Ordensstaat als Lohn für den Glaubenskampf hin. Der Vortrag zeigte, wie schwankend und verschieden die Kräfte und Motive waren, die im Ordensstaat wie in Polen in der Geschichtsschreibung wirksam wurden.

Ausgehend von dem Vortrag setzte sich der Vorsitzende Dr. Koeppen in seinem Schlußwort dafür ein, durch objektive Betrachtung der Vergangenheit Vorurteile auszuräumen und dadurch das gegenseitige Verständnis zu fördern.

Buchbesprechungen

Deutsche Reichstagsakten unter Kaiser Friedrich III. 5, I. 1453—1454. Herausgegeben von Helmut Weigel und Henny Grüneisen (*Deutsche Reichstagsakten* 19, I). Göttingen Vandenhoeck & Ruprecht. 1969.

Da sich im Ordensbriefarchiv des Königsberger Staatsarchivs zahlreiche Berichte von den Verhandlungen der deutschen Reichstage des späteren Mittelalters erhalten haben, sind in den früher erschienenen 17 Bänden der Deutschen Reichstagsakten (Ältere Reihe) häufig Akten aus diesem Archiv ediert worden. Der eben erschienene Band 19, 1 dieser Edition verdient jedoch einen besonderen Hinweis in dieser Zeitschrift, weil in ihm nicht nur Akten des Königsberger Archivs herausgegeben sind, sondern weil in ihm das Material zu einem entscheidenden Abschnitt der Ordensgeschichte selbst dargeboten wird. Denn der Regensburger Reichstag von April/Mai 1454, der im Zentrum des Bandes steht, hatte sich mit dem eben ausgebrochenen Krieg zwischen dem Orden einerseits und dem Preußischen Bund und Polen auf der anderen Seite auseinanderzusetzen. Einberufen zur Sammlung der Kräfte gegen die Türken (Konstantinopel war knapp ein Jahr zuvor gefallen), sah sich der Reichstag hier mit einem Konflikt konfrontiert, der eine gemeinsame antitürkische Front (für die die polnische Teilnahme notwendig gewesen wäre) verhinderte. So kam es in Regensburg zu Erörterungen dieses Konfliktes und zu Versuchen, in Böhmen und Polen zugunsten des Ordens zu vermitteln. Soweit diese Vorgänge bisher dargestellt wurden, lag die Darstellung des Enea Silvio Piccolomini zugrunde; in dem vorliegenden Band hat man nun die gesamte Überlieferung zur Verfügung.

Doch enthält der Band nicht nur die Akten der Reichstagsverhandlungen. Gemäß dem gegenüber früher veränderten Ziel der Edition, Akten nicht nur zu den Reichstagen, sondern zur Politik des Reiches überhaupt zu edieren, werden auch die zu den Regensburger Unterhandlungen hinführenden und die auf sie folgenden Ereignisse aktenmäßig dargeboten. So finden sich hier die Quellen sowohl zu dem 1453 vor dem Kaiser geführten Schiedsverfahren zwischen Orden und Bund (dargestellt ab Dezember 1452), zum Ausbruch des Krieges und zu den Versuchen des Ordens, Hilfe und Verbündete zu gewinnen (dargestellt bis August 1454): Fast 100 Seiten Edition, Aktenreferat, Re-

gesten, Literaturhinweise und Text der Bearbeiter (S. 416—507). Obwohl diese Ereignisse wiederholt dargestellt wurden (zuletzt von M. Biskup) und obwohl ein Teil des Materials ediert ist (Toepen, Acten der Ständetage; Weise, Staatsverträge), ist der nun erzielte Fortschritt beträchtlich, weil erst jetzt die gesamte, bisher nur schwer zu übersehende Überlieferung zusammengestellt ist. Hierbei ist besonders auf die zahlreichen Briefe des Enea Silvio hinzuweisen, die anders als seine den preußischen Ereignissen eigens gewidmete Schrift „De situ et origine Pruthenorum“ bisher zu wenig benutzt worden sind. Und es kommt hinzu, daß neben den durch die Regesten von Joachim-Hubatsch zwar bisher schon bekannten, aber nur teilweise benutzten Königsberger Akten in dem neuen Band bisher ganz unbekannte Bestände des Wiener Deutschordenszentralarchivs verarbeitet worden sind, die vor allem über die Politik der beiden Deutschmeister Auskunft geben.

Unmittelbar nach Kriegsausbruch war der Hochmeister vom Reich fast ganz abgeschlossen. Sein Gesandter, der sächsische Komtur, schreibt, daß er im Februar 1454 „bi nacht und tage so schwaerlichen durch ise und wasser in geburens claiden“ gehen mußte, um mit seiner Botschaft ins Reich zu gelangen. Interessant und neu ist, daß sich der Orden durch den (alten) Deutschmeister Jost von Venningen im März 1454 auf einem Mainzer Tag noch einmal zu Recht erboten hat, und wir erfahren auch, daß die Ordensgesandten sich auch Anfang Dezember 1453, unmittelbar vor dem kaiserlichen Urteil gegen den Bund, noch einmal zu Recht erboten hätten. Hieran zeigt sich, daß man auf Seiten des Ordens das — zutreffende — Argument des Bundes nicht leicht nahm, der Orden habe während des Prozesses den gütlichen Vergleich abgelehnt.

Militärische Hilfe hat der Orden von seiten des Reiches trotz allen Bemühungen dieses Jahres 1454 nicht erhalten, und auch die diplomatischen Aktionen des Reichstages brachten keine Entlastung. Der vorliegende Band macht das verständlich, indem er die Aktionsunfähigkeit des Reiches überhaupt demonstriert. Dafür ist der Reichstag selbst schon ein Symptom: er ist schlecht besucht, und der Kaiser nimmt nicht an ihm teil. So kommt es weder in der Türkenfrage zu einem Ergebnis noch in den von einigen Teilnehmern vorgebrachten Reichsreformproblemen — das schlecht besuchte Gremium findet sich nicht zu einem gemeinsamen Willen zusammen, und es ist nur zu gut verständlich, daß sich weder Böhmen noch Polen von ihm beeinflussen ließen. Demgegenüber haben die bekannten Äußerungen von Reichstagsteilnehmern zugunsten des Ordens wenig Gewicht, ganz abgesehen davon, daß sie nur bei Enea Silvio überliefert sind, dessen Berichte durchaus tendenziös sind (vgl. S. 239). Immerhin hatten sich viele Reichsfürsten während des Prozesses bereitgefunden, den Orden zu unterstützen — dies, wie überhaupt die umsichtigen Maßnahmen des Ordens zur Vorbereitung und Führung des Prozesses, ist nun mit vielen neuen Einzelheiten belegt. Da auf der anderen Seite auch das ganze Ausmaß der Katastrophe, welches der Kriegsausbruch für den Orden bedeutete, in den hier vorgelegten Materialien zutage tritt, treten die einseitig auf Rechtswahrung gerichtete Ordenspolitik und der sich dann im Februar 1454 offenbarende tatsächliche Zustand des Ordensstaates schroffer denn je auseinander. Hartmut Boockmann

Christian Probst, Der Deutsche Orden und sein Medizinalwesen in Preußen. Hospital, Firmarie und Arzt bis 1525. (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens, Bd. 29). 196 S. Bad Godesberg: Verlag Wissenschaftliches Archiv 1969.

Der Deutsche Orden ist aus einer Spitalbruderschaft hervorgegangen und hat im Mittelalter den Namen des Spitals in Jerusalem in seiner offiziellen Bezeichnung geführt. Heute ist die Krankenpflege wieder Hauptaufgabe für ihn geworden. Doch ist diese Seite seiner Geschichte bisher wenig erforscht. Immerhin hat gerade das vorliegende

Buch einen Vorgänger in der Darstellung von J. Rink, *Die christliche Liebestätigkeit im Ordenslande Preußen bis 1525* (1911). Doch ist deren Quellenbasis wesentlich schmäler, ihre Untersuchung weniger kritisch, so daß vor allem der organisatorische Aufbau des Spitalwesens in ihr unscharf und ungenau erkennbar blieb. P. hat im Gegensatz zu Rink sehr viel ungedrucktes Material benutzt, namentlich solches des ehemaligen StA. Königsberg und hier vor allem den Bestand des Ordensbriefarchivs, der offenbar gründlich durchgesehen wurde. Gerade aus ihm konnte P. viele aufschlußreiche Nachrichten und farbige Details gewinnen.

P. baut seine Untersuchung auf breiter medizin- und geistesgeschichtlicher Grundlage auf. Die Einstellung des mittelalterlichen Menschen zur Krankheit und zum Kranken zeigt er ausführlich und in ihren verschiedenen Spielarten. Vergleichend werden in den einleitenden Teilen stets auch die anderen Spital- und Ritterorden betrachtet. Man bedauert, daß P. bei dieser breiten Grundlage das Thema im Verlauf der Darstellung dann doch wieder vom Gesamtorden auf den preußischen Ordenszweig eingeeengt hat, nachdem er noch die Frühgeschichte des Ordens mit einbezogen hatte.

Das Buch umfaßt einmal die nach außen gerichtete Tätigkeit des Ordens in den Spitälern, zum andern aber auch die interne Fürsorge des Ordens für die kranken, pflegebedürftigen und altersschwachen Brüder. Im Ordensgebiet hatte der Orden das Spitalpatronat. Er hat in seinen Städten Spitälern eingerichtet und z. T. reich bedacht. Schon Milthaler hatte jedoch in seiner Untersuchung über die Großgebietiger gezeigt, daß die Organisation ihrer Verwaltung und Beaufsichtigung nicht einheitlich war. P. arbeitet die Vielfalt der Organisationsformen noch sehr viel genauer heraus. Dem Obersten Spittler unterstand das Hauptspital in Elbing; andere Spitälern waren den Komturen bzw. deren Unterspittlern zugewiesen, wieder andere dem Hochmeister direkt unterstellt. Die Tätigkeit des Ordens beschränkte sich auf die Verwaltung und Beaufsichtigung der Spitälern. Krankenpflege wurde in ihnen von Ordensbrüdern nicht betrieben. Im Laufe des 15. Jhs. gingen dann die Spitälern mehr und mehr in die Hand der Städte über. Ihre innere Entwicklung, die zunehmende Verpfändung und das Verschwinden des rein sozialen Charakters, vollzog sich im Ordensland ähnlich wie im übrigen Norden Deutschlands. Neben den allgemeinen Zügen des Spitalwesens verfolgt P. die sehr unterschiedlichen Einzelformen durch von Stadt zu Stadt fortschreitende Untersuchungen über die verschiedenen Spitälern. Im ganzen zeigt die Darstellung, daß der Orden in Preußen Aufbau und Unterhaltung des Spitalwesens offensichtlich nicht als zentrale Aufgabe angesehen hat.

Sehr viel einheitlicher wirkt die Fürsorge des Ordens für die eigenen Brüder in den Firmarien. Die Ordensregeln legten die Betreuung pflegebedürftiger Brüder fest und stellten die Kranken in den Mittelpunkt brüderlicher Fürsorge. Neben zahlreichen schriftlichen Zeugnissen, die in Preußen allerdings erst im 15. Jh. einsetzen, haben sich allenthalben auch bauliche Reste der Firmarien erhalten. P. schildert Eintritt und Leben der Brüder in der Firmarie, zeigt die Bevorzugung, die sie dort genossen, wie auch den Verzicht, den das Ausscheiden aus der aktiven Ordensgemeinschaft mit sich brachte. Auch im Firmarienwesen machte sich der Verfall des Ordens im 15. Jh. bemerkbar. P. kann hierzu bemerkenswerte Einzelzüge beisteuern.

Ein weiterer Abschnitt ist den Ärzten gewidmet, die für den Orden gearbeitet haben. Die ersten kamen wohl mit der Verlegung des Haupthauses auf die Marienburg nach Preußen, doch blieb die ärztliche Versorgung des Landes gering und ging dann im 15. Jh. nochmals zurück. Sie konzentrierte sich besonders auf das Haupthaus und den Hochmeister. P. verfolgt die Tätigkeit einzelner Ärzte für den Orden, wodurch die damaligen Möglichkeiten auf diesem Gebiet sehr anschaulich werden.

Schließlich berücksichtigt das Buch, z. T. in Exkursen, bauliche Einrichtungen, die am Rande mit dem Medizinalwesen zusammenhängen: die Wasserleitungssysteme der Städte, die Bäder, Abtritte (Danzker) und Heizungsanlagen der Ordensburgen.

Eine Untersuchung über das Medizinalwesen des Deutschen Ordens kann für das Mittelalter kein großes Kapitel der Ordensgeschichte erschließen. Doch hat P. es verstanden, mit vielen anschaulichen Einzelheiten auf Grund umfangreicher Quellenstudien das sehr genaue Bild eines Stückes mittelalterlicher Kultur im Ordensland zu zeichnen und den Betrachter zu zwingen, die Dinge vom Mittelalter her zu sehen und zu verstehen.

Klaus Conrad

Acta Prussica. Abhandlungen zur Geschichte Ost- und Westpreußens. Fritz Gause zum 75. Geburtstag. Beihefte zum Jahrbuch der Albertus-Universität Königsberg/Pr. XXIX. Würzburg: Holzner 1968. 358 S., 1 Abb.

Dieser Sammelband, dem verdienten Königsberger Historiker Fritz Gause zum 75. Geburtstag als Festschrift dargebracht, enthält in seinen zwanzig Beiträgen einen kleinen Querschnitt durch die Geschichte Ost- und Westpreußens. Aufsätze zur Siedlungs-, Sozial- und Verfassungsgeschichte finden sich darin ebenso wie Abhandlungen zur politischen und Heimatgeschichte. Alle Beiträge einzeln zu würdigen, würde hier zu weit führen. Es sei deshalb die Beschränkung auf eine einfache Aufzählung erlaubt: Mit einigen Problemen der Sozialordnung der Prußen befaßt sich der Beitrag von Reinhard Wenskus. Udo Arnold untersucht die Kreuzfahrten des Grafen Engelbert III. von der Mark ins Heilige Land, nach Livland und Preußen. Die Herrschafts- und Siedlungsprobleme kommen in den Aufsätzen von Emil Johannes Gutzeit über die Ordenshöfe im westlichen Natangen, von Hans Mortensen über Einwanderung und inneren Ausbau in den Anfängen der Besiedlung des Hauptamtes Ragnit und von Ernst Bahr über die Entstehung der kleinen westpreußischen Landstädte zu Wort. Lokalgeschichtliches Kolorit trägt der Aufsatz von Herbert Meinhard Mühlpfordt über den Königsberger Schloßteich bei. Eine vorläufige Übersicht über Königsberger Frühdrucke in westdeutschen und ausländischen Bibliotheken hat Walther Hubatsch zusammengestellt. Helmut Freiwald setzt sich mit dem Problem der Verfassungsverhältnisse von Riga als Modell eines landesherrlichen Reformplans für die drei Städte Königsberg auseinander. Aus der Sicht des ermländischen Bischofs Martin Kromer schildert Ernst Manfred Wermter das polnisch-litauische Staatswesen im 16. Jh. Reinhard Adam befaßt sich mit dem Verhältnis des Großen Kurfürsten zu den preußischen Ständen nach dem Frieden von Oliva. Einen Beitrag zur Baugeschichte enthält der Aufsatz von Carl Wunsch über die Königsberger Baumeister Nicolaus Rambas und Johann Melchstock. Der Bewerbung des Pfarrers Matthaeus Praetorius um eine vakante Pfarrstelle an der Altroßgärtchen Kirche in Königsberg gilt die Untersuchung von Hans Koeppen. Günther Meinhardt berichtet über Ostpreußen während des Rußlandfeldzuges Napoleons 1812. Mit ostpreußischen Kirchspielgründungen und Kirchenbauten im 19. Jh. befaßt sich der Aufsatz von Iselin Gundermann. Überwiegend biographisches Material enthalten die Beiträge von Herbert Kirrinnis über den Juristen und Sammler ostpreußischer Sagen Jodocus Donatus Hubertus Temme, von Anneliese Triller über den polnischen Volkskundler Oskar Kolberg und von Wilhelm Matull über den Königsberger Stadtschulrat Professor Dr. Paul Stettiner. Bevölkerungsprobleme kommen in der Untersuchung von Horst Jabłonowski über die Zahl der Polen in Ostpreußen vor dem Zweiten Weltkrieg zur Sprache. Das Ende der Königsberger Hartungschen Zeitung schildert Kurt Forstreuter. Herbert Marzian untersucht die Rolle Ostdeutschlands auf den Beratungen der European Advisory Commission (EAC), die seit Anfang 1944 tagte. Eine umfangreiche Bibliographie der Werke und kleineren Arbeiten Fritz Gausens hat Paul Buhl zusammengestellt.

Reinhard Vogelsang

Herrgeist, Fritz: Die Deutsche Wasserwirtschaft im ehemaligen Westpreußen, Auszug aus einer Dokumentation für das deutsche Bundesarchiv 1967. Sonderdruck aus der Schriftenreihe des Kuratoriums für Kulturbauwesen, H. 15, Verlag Wasser und Boden, Hamburg 1967. 77 S., 6 Skz., 5 Zeichn., 2 Abb., 1 Kt.

Nach dem repräsentativen Werk: Die Weichsel — Ihre Bedeutung als Strom und Schiffsverkehrsstraße und ihre Kulturaufgaben, hrsg. i. A. der T. H. Danzig 1939 von Richard Winkel, S. Hirzel, Leipzig 1939, und ähnlichen späteren Veröffentlichungen gibt der Vf. eine bemerkenswerte Ergänzung über die von der deutschen Wasserwirtschaftsverwaltung auf den Gebieten der Wasserwirtschaft und Landeskultur geleisteten Arbeiten. Nach kurzer Einführung in die geologische Entwicklung des unteren Weichselstromgebiets und in die wasserwirtschaftliche Entwicklung zur Zeit des Deutschen Ordens und Friedrichs des Großen erfahren die Landgewinnungsarbeiten, die Deichverbände, die Wasser- und Bodenverbände insbesondere nach dem Ersten Weltkriege eine genaue sachliche Darstellung. Es wird deutlich, welche Arbeitsleistung in Westpreußen und im Gebiet der Freien Stadt Danzig in diesem Falle von den zuständigen Behörden geleistet worden ist, gleich ob es sich um die wasserwirtschaftlichen Maßnahmen der Deichverbände oder um die Tätigkeit der Reichswasserwirtschaftsämter handelt, die sich auf Meliorationsarbeiten, auf den Küstenschutz oder auf kommunale Arbeiten der Reichswasserwirtschaftsverwaltung (Wasserversorgungs-, Kanalisations- und Abwässerreinigungsanlagen der Städte und ländlichen Gemeinden) beziehen.

Insgesamt handelt es sich um 658 (!) Wasser- und Bodenverbände, Deichverbände, wasserwirtschaftliche Maßnahmen, die für Westpreußen in einem untergliederten Verzeichnis, alle nach ihrer Größe, Gründungsjahr, Baukosten, nach Vorflutern, Schöpfwerken und Wasserkraftanlagen nachgewiesen werden. Sie legen Zeugnis ab für diese Art deutscher Kulturarbeit. Es ist z. Z. unbekannt, was davon besteht, durch den Krieg zerstört, danach verfallen bzw. wieder aufgebaut oder was neu errichtet worden ist. Dabei wäre ein Vergleich des Einst und Jetzt interessant.

Eine ähnliche Arbeit des Verf. über den Regierungsbezirk Gumbinnen ist im Entstehen.

Herbert Kirrinnis

Carl E. L. von Lorck, Neue Forschungen über die Landschlösser und Gutshäuser in Ost- und Westpreußen. Verlag Wolfgang Weidlich, Frankfurt am Main 1969. 96 Seiten, 110 Abbildungen im Text und auf Tafeln.

Das im Jahr 1933 erschienene grundlegende Werk Carl von Lorcks über die ostpreußischen Gutshäuser konnte in Neuauflagen in den Jahren 1953 und 1965 wesentlich erweitert und um Beispiele aus Westpreußen bereichert werden. Doch ließ die Rücksichtnahme auf Umfang und Preisgestaltung bisher leider nur die Veröffentlichung einer größeren Auswahl aus dem wiederbeschafften Bildmaterial zu. Es ist deshalb sehr zu begrüßen, daß der Verlag Weidlich es dem Verfasser ermöglicht hat, in einem ergänzenden Band über 100 weitere Abbildungen zu diesem Thema vorzulegen und in dem begleitenden Text auch über den neuesten Stand seiner Forschungen zu berichten.

L. hat dazu die Form von vier Einzeldarstellungen gewählt, die einer Vertiefung und Weiterführung der kunst- und kulturgeschichtlichen Abschnitte des Hauptwerkes dienen und durch einen Nachtrag mit Zusätzen und Ergänzungen zu dem bereits vorliegenden beschreibenden Verzeichnis der Baudenkmäler abgeschlossen werden. Im ersten dieser vier Teile bringt der Verfasser ausführlichere Mitteilungen zum Lebenslauf und zum Schaffen der Baumeister Broebes, Schultheiß von Unfriedt, Hindersin, von Collas und de Bodt, dem er mit guten Gründen auch den Entwurf für das Schloß Finckenstein zuschreibt. Die Angaben über Hindersin wären allerdings dahingehend abzuändern, daß

das für Saalfeld (Kr. Mohrungen, Ostpr.) geplante Haus (Bild 5 und Seiten 16 und 38) in Fachwerk- und nicht in Massivbauweise errichtet werden sollte. Im zweiten Teil seiner Forschungen befaßt sich von Lorck mit der Stilentwicklung in dem behandelten Gebiet von der Ordenszeit bis zur Neuzeit im allgemeinen und mit dem „Habitus“ der behandelten Gutshäuser im besonderen, um schließlich an Hand der Baukörper und der Fassadenausbildung von je einem für eine größere Gruppe als typisch betrachteten Gutshaus — Wicken 1676 und Obergläserdorf 1715 — die charakteristischen Unterschiede zwischen einem ostpreußischen und einem schlesischen Gutshaus darzulegen. In dem nun folgenden Essay geht der Verfasser sehr ausführlich auf das Schaffen des Architekten Andrea Palladio und auf seinen Einfluß auf die nachfolgenden Generationen auch in den Ländern jenseits der Alpen ein und erklärt im Verlauf seiner Ausführungen die Herkunft von auch in Ostpreußen verwendeten Architekturmotiven. Im vierten Teil beschäftigt sich der Verfasser noch einmal ausführlich mit dem Kulturgehalt der Herrensitze, geht daneben auch auf zeitgenössische Stimmen über die Landschlösser und auf neue Funde aus Gallingen, Groß-Steinort und Beynahren ein. Hierzu muß allerdings bemerkt werden, daß die Tischlerarbeiten im „Moskowitergemach“ im Nordflügel des Schlosses zu Königsberg 1544/45 von dem Hof Tischler Hans Wagner geschaffen worden sind und nicht erst gegen Ende des Jahrhunderts von dem Zimmermann und späteren Baumeister Hans Wißmar; daß ferner das in Bild 48 wiedergegebene Lehndorffsche Stadthaus nicht an der Ostseite des Roßgärter Marktes gestanden hat (Nr. 1/2 dort war das Roßgärter Kasino), sondern an dessen Nordwestseite (Nr. 5). Die im Bild links zu erkennenden Häuser gehörten demnach zur Roßgärter Hintergasse und nicht zur Königstraße. Ein Namensverzeichnis und eine Literaturübersicht erleichtern die Benutzung des interessanten und vorzüglich ausgestatteten Werkes. *Carl Wunsch*

Heimatblatt des Kreises Heiligenbeil. Hrsg. Kreisgemeinschaft Heiligenbeil in der Landsmannschaft Ostpreußen. Folge 14. 1968; 15. 1969.

Das von Emil Joh. Gutzzeit besorgte Blatt ist als einziges von allen ostpreußischen Heimatkreisblättern wegen seines wissenschaftlichen Gehaltes hier angezeigt worden, zuletzt die Folge 13 in Jg. 6, S. 64 dieser Zeitschrift. Die Folgen 14 und 15 enthalten wertvolle Aufsätze über die Zeitungen im Kreise H., die Bahnau und ihre Nebenflüsse, die Dörfer Rosenberg und Dösenbruch und das Gut Wesselshöfen und als Fortsetzung der Reihe „Das siebenhundertjährige Brandenburg“ Beiträge über die Pfarrkirche und die Schule dieses alten Haffstädtchens. Die meisten dieser Aufsätze hat Gutzzeit selbst geschrieben. *Fritz Gause*

Gustav Georg Knabe, Yorckjäger 1744—1969. Aus der Geschichte der Ostpreußischen Yorckjäger. O. O. o. J. 22 Seiten.

Verf. Oberst i. G. a. D., der selbst dem berühmten Jägerbataillon angehört und 1929 seinen Falkenhof in Ortelsburg gegründet hat, gibt eine stichwortartig knappe, aber präzise Geschichte der Jäger und ihres ostpreußischen Bataillons, dessen Kommandeur 1800—1806 der damalige Major v. Yorck war, das seit 1889 den Namen dieses seines berühmtesten Kommandeurs trug und dessen Tradition in der Reichswehr und in der Wehrmacht fortgeführt wurde und heute bei einem Fallschirmjägerbataillon der Bundeswehr liegt. Die kleine Schrift, die auch eine Aufstellung sämtlicher Kommandeure, einige Kartenskizzen und die farbige Abbildung der grünen Bataillonsfahne von 1901 enthält, ist nicht nur eine Erinnerungsschrift für die alten Jägerkameraden, sondern auch für jeden nützlich, der sich mit ostpreußischer Militärgeschichte beschäftigt. *Fritz Gause*

Preußenland

MITTEILUNGEN DER HISTORISCHEN KOMMISSION FÜR OST- UND WESTPREUSSISCHE LANDESFORSCHUNG UND AUS DEN ARCHIVEN DER STIFTUNG PREUSSISCHER KULTURBESITZ

Jahrgang 8/1970

Nummer 1

INHALT

Kurt Forstreuter, Eine Quelle über den Rentenkauf im Ordenslande Preußen, S. 1 — Herbert M. Mühlpfordt, Königsberger Dämme, S. 7 — Kurt Forstreuter, Harry Scholz †, S. 9 — Buchbesprechungen, S. 10.

Eine Quelle über den Rentenkauf im Ordenslande Preußen

Von Kurt Forstreuter

Der Rentenkauf gehört zu den häufigsten Geldgeschäften des späteren Mittelalters; er ist eine Rechtsform des beginnenden Kapitalismus. Die Kapitalanlage erfolgte nicht mehr durch den Kauf eines Grundstücks und seine Wiederausgabe gegen Zins, sondern den Erwerb einer Rente gegen Kapitalhingabe. Für die Rente haftete das Grundstück. Als fundierter Kredit wurde damit der Rentenkauf auch nicht vom kirchlichen Zinsverbot betroffen.

Man darf nicht sagen, der Rentenkauf sei eine Folge und eine Umgehung des Zinsverbotes. Wohl aber ist es richtig, daß der Rentenkauf durch das Zinsverbot begünstigt wurde, daß er in vielen Fällen tatsächlich eine Umgehung des Zinsverbotes bedeutete. Das Zinsverbot forderte Umgehungsgeschäfte ja heraus. Andere Umgehungsgeschäfte sind der Kauf auf Wiederkauf, wobei der Zins in der Differenz der Preise steckte. Auch Wechselgeschäfte, wobei man den Wert des verschiedenen Geldes einkalkulierte, waren beliebt. Die Juden waren praktisch privilegiert, da sie der geistlichen Gerichtsbarkeit nicht unterstanden. Auch Luther hielt am Zinsverbot fest. Es wurde später durch die weltliche Gesetzgebung allmählich eingeschränkt. Der Begriff des Wuchers, der aber nicht mehr jeden Zins betrifft, ist geblieben¹.

¹) Der Ursprung des Rentenkaufs wird nicht einheitlich beurteilt. Ich verweise auf die knappen, aber klaren Ausführungen von Mitteis-Lieberich, Deutsches Privatrecht, 4. Aufl. 1963, S. 92. Ebenda, S. 137, über das Zinsverbot, auf Mose, Buch 3/36, und Lukas 6/34—35, beruhend. Mehrfach ist im Mittelalter die Kirche gegen das Zinsnehmen vorgegangen. Das Zweite Laterankonzil von 1139 verkündete ein allgemeines Zinsverbot. Es konnte sich nicht durchsetzen. Das Dritte Laterankonzil bedrohte das Zinsnehmen, auch bei Laien, mit scharfen Strafen. Generell zu dieser Frage vgl. das Werk von W. Trusen, Spätmittelalterliche Jurisprudenz und Wirtschaftsethik (1961). — Hin weisen möchte ich, da der Rentenkauf in Westdeutschland früher und stärker verbreitet ist als in Ostdeutschland, auf das Werk von Hermann Nehlsen, Die Freiburger Familie Snewlin (1967), besonders S. 118 ff., die strittige Geldgeschäfte um die Mitte des 13. Jahrhunderts betreffen. Herr Nehlsen hat in freundlicher Weise mich in den schwierigen Fragen des Rentenkaufs und Zinsverbots beraten.